Die christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwölfter Jahrgang

Nr. 20 Leipzig, den 19. Mai 1898

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1556 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Der Segen des Unglücks — Die Verkündigung Jesu: 3. Der Messianismus Jesu — Die schwierige Lage und Aufgabe des Evangelischen Bundes: 5. Evangelisch — Zur Duellfrage. Mit Anmerkung des Herausgebers — Verschiedenes: Ein weltliches Oratorium; Ulrich Zwingli; Missionslitteratur: Die Mission und die evangelische Kirche im 17. Jahrhundert, Die Mission der Brüdergemeine in Missionsstunden, Jahrbuch der sächsischen Missionskonferenz für das Jahr 1898, Aus der deutschen Mission unter dem weiblichen Geschlechte in China, Wegweiser durch die wissenschaftliche und pastorale Missionslitteratur; Vereinigung zur Fürsorge für kranke Arbeiter in Leipzig — Anzeigen: Einladung zum Neunten Evangelisch-sozialen Kongreß

Der Segen des Unglücks

Wir wissen aber, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen. Röm. 8, 28.

Auf einer kleinen Anhöhe vor dem Dorfe, dicht an der Landstraße, steht die Mühle. Sie hat schon manches Jahr dort gestanden und sieht schwarz und verwittert aus, aber die Eichenstämme, die sie tragen, sind dick und fest — man war früher weniger sparsam mit dem Bauholz als heutzutage —, so mag sie denn auch noch manches Jahr dem Winde und dem Regen trotzen.

Gestern war heftiger Sturm. Ich gehe gern im Winde hinaus, er macht den Kopf klar und die Stirn frei und die Wangen rot, und man fühlt sich erfrischt, wenn man gegen ihn hat kämpfen müssen. Ich kam an der Mühle vorbei. Der Müller hatte nur ganz wenig Leinen gespannt, trotzdem fuhren die Flügel mit großer Geschwindigkeit herum, und die Achse kreischte, und der Sturm heulte, und die Eisenketten der Winde schlugen klirrend aneinander.

Es sah aus, als tobte ein wirklicher Kampf, ein Kampf zwischen der Mühle und dem Sturmwinde. „Ich bin es müde, dir zu dienen, ich werde dich umstoßen, du keckes Ding, das du deine dürren Glieder mir frech in den Weg stellst,“ so heulte der Sturm und nahm einen neuen Anlauf und fuhr gegen die Flügel, daß die Mühle zitterte. Aber sie stand fest, und „schönen Dank!“ antworteten die Flügel, „schönen Dank, daß du uns so kräftig herumtreibst, wir haben heute viel zu thun, zwanzig Sack Weizen hat der große Bauer vom See angefahren.“ Der Spott reizte den Wind noch mehr, wieder stürmte er an, und schneller drehten sich lachend und spottend die Flügel der Mühle.

Es ist doch merkwürdig, mußte ich denken, daß diese winzige Mühle dem Sturme widersteht; ja daß sie ihn zwingt, gegen seinen Willen ihr zu dienen und zu helfen; daß diese schwachen Flügel durch des Windes eigne Kraft vor seinem Ungestüm gerettet werden, daß sie vom Sturme gedreht eben durch ihre Drehung fortwährend seiner Gewalt ausweichen. Ja, wenn der Sturm sie von der Seite fassen oder von hinten gegen sie fahren könnte, wie bald würden die Segel reißen und die Balken zersplittern. Aber so lange die Flügel dem Winde kühn entgegenschauen und ihm mutig die Stirn bieten, so lange gleitet er an der schrägen Vorderfläche ab und treibt sie herum statt sie zu zerstören.

Freilich das ist die Bedingung dabei, daß die Grundbalken, auf denen die Mühle steht, fest und sicher sind, sonst würde der Sturm das ganze Gebäude umwerfen, und den Flügeln nützte all ihr Mut und ihre Kühnheit nichts. —

Es stürmt nicht nur auf den Hügeln, wo die Mühlen stehen, es stürmt auch im Leben der Menschen. Wenn sie doch lernen wollten den Sturm sich dienstbar zu machen, wie die Mühle es thut.

Aber wie kann der Sturm uns dienen? Wie kann widriges Geschick — das ist der Sturm in unserm Leben —, wie kann Unglück, Mißerfolg, Einsamkeit, Not, Kummer, Trübsal, wie kann es Alles uns dienen?

Der Wind dient der Mühle, so lange die Flügel ihm schnurstracks entgegenstehen und kühn den Kampf mit ihm aufnehmen. Und dein Mißgeschick dient und nützt dir, so lange du dich ihm entgegenstemmst mit aller Kraft, so lange du kämpfst und streitest und ringst, daß du sein Herr werdest.

Denn so lange du das thust, zwingt dich dein widriges Schicksal, alle deine Kräfte anzuspannen; so lange nötigt es dich, die Gaben zu üben und zu gebrauchen, die Gott dir gab, so lange treibt es dich zu leisten, was du vermagst. Dadurch wird deine Kraft erstarken im Gebrauch, und dein Herz wird mutig und stark werden, und dein Charakter fest und unerschütterlich. Das ist aber doch der Zweck und das Ziel unsers Lebens, alle Keime und Kräfte, die in uns liegen, zur Entfaltung zu bringen und aus uns selber zu machen, was überhaupt aus uns werden kann. Merkst du nun, wie der Sturmwind, gegen den du kämpfst, den du verwünschst um der Mühe willen, die er dir verursacht, merkst du wohl, wie er gerade durch seinen Widerstand dich dem Ziele zuführt, das Gott und du selber dir gesetzt?

Freilich auf festen Balken mußte die Mühle ruhen, wenn ihre Flügel den Kampf bestehen sollten und nicht der ganze Bau zusammenbrechen unter dem Ungestüm des Sturmes.

Du mußt auch eine feste Stütze und einen sichern Halt haben, wenn dein Kampf gegen das widrige Geschick dir Nutzen schaffen soll, und wenn du es zwingen willst, dir zu dienen.

Dein Gott ist die feste Stütze, auf die du dich verlassen kannst, und der Glaube an ihn der sichere Halt, der dir Festigkeit giebt.

Der Glaube hält fester und sicherer als die dicken Eichenstämme, mit denen unsre Väter bauten; denn der Glaube hat Leben, jene Eichenstämme sind tot und müssen schließlich doch vergehen, weil alles Tote vergeht. Lebendiges aber wächst, und der Glaube, der dich aufrecht erhält im Kampf und Sturm, siehe, der wächst und erstarkt auch selber noch in diesem Kampfe gleich dem lebenden Eichbaum, der um so stärker wird und um so fester wurzelt, je mehr die Winterstürme ihn umbrausen.

Willst du es noch immer nicht glauben, daß der Sturm dein Freund ist, wenn du ihn zwingst, dein Diener zu sein?

O, kämpfe im Glauben gegen ihn, du wirst es merken, wie er dir dient!

Brandes

Die Verkündigung Jesu

3. Der Messianismus Jesu

1*)

Wenn Jesus sich darauf beschränkt hätte, zu verkündigen, was bisher in Umrissen angedeutet worden ist, so hätte er schwerlich den tragischen Ausgang genommen, den er genommen hat. Denn so eigenartig seine Predigt war, so war sie doch nirgends revolutionär. Man darf vielmehr sagen, sie war im wesentlichen eine konsequente und geniale Fortbildung des alttestamentlichen Prophetismus. Nun sehen wir aber Jesus weit über den Propheten stehen: er hat erreicht, was keiner der Großen des alten Bundes zustande gebracht hat, von ihm ist eine neue Religion ausgegangen. Es giebt einen gewaltigen Unterschied zwischen der Verkündigung Jesu und der der Propheten; er besteht darin, daß Jesus, was jene nie gethan haben, seine eigne Person zum Gegenstand seiner Predigt gemacht hat. Mit andern Worten: Jesus hat sich als Messias gewußt, und als solcher mußte er selbst eine Mittelpunktsstellung in seiner Verkündigung einnehmen.

Im Folgenden handelt es sich nun darum festzustellen, worin die Aussagen Jesu über sich selbst etwa bestanden haben mögen. Bevor jedoch hierzu übergegangen werden kann, sei nachdrücklichst darauf hingewiesen, daß wir uns hier auf einen höchst schwankenden Boden begeben. Die Untersuchungen über diesen Punkt sind in keiner Weise abgeschlossen, selbst unter gleichgerichteten Forschern finden sich Widersprüche in Hauptpunkten. Das kann bei der ungeheuern Schwierigkeit des Problems kaum Wunder nehmen. Wenn sich nun diese Darstellung in erster Linie an das hält, was Heinrich Holtzmann über unsern Gegenstand sagt, so soll damit nur ein Beispiel dafür gegeben sein, auf welchem Wege die theologische Forschung einer Lösung des Problems näher zu kommen sucht. Die Resultate im Einzelnen werden gewiß auch von Holtzmann selbst als solche betrachtet, über die zu diskutiren nicht nur möglich, sondern auch nötig ist. Aber im Interesse der Einheitlichkeit sollen auch solche abweichenden Urteile möglichst zurückgehalten werden, die nach der Meinung Mancher einige Wahrscheinlichkeit für sich haben.

Die Person Jesu steht für uns im Mittelpunkt des religiösen Interesses. Das ist unter Christen von jeher so gewesen, besonders auch in der allerersten Zeit: die neue Religion des Christentums kam eigentlich erst dadurch zustande, daß sich dieses Interesse zu einer Lehre von der Person Christi verdichtete. Mit der Christologie war das Christentum da. Der Apostel Paulus ist der beste Beweis hierfür, denn ihm faßt sich das Neue, das er zu bringen hat, zusammen in dem Christus, der gestorben und auferstanden ist. Aber nun fragt es sich: wie ist es denn zu einer Lehre von der Person Jesu gekommen? Hat Jesus selbst Aeußerungen über sich gethan? Und wodurch wurde er dazu veranlaßt, seiner Verkündigung vom Reiche und vom Vater eine solche von sich selbst an die Seite zu stellen?

2

Jesu Kritik hatte bei dem Gesetz und seiner Gerechtigkeit eingesetzt. Indem der Herr den damit betretenen Weg weiter verfolgte, gelangte er dazu, das jüdische Gottesbewußtsein überhaupt völlig umzukehren. An die Stelle des Vertrags- und Rechtsverhältnisses zwischen Gott und Mensch setzte er die Gnade Gottes. Das Gleichnis vom Pharisäer und Zöllner (Luk. 18, 9—14) giebt uns den klassischen Ausdruck für diese neue religiöse Errungenschaft. Und es ist nur die in die That umgesetzte Erkenntnis, wenn nun Jesus einzelnen Menschen Vergebung ihrer Sünden zuspricht: er ist der erbarmenden Liebe Gottes so gewiß, daß er thun kann, was sonst nur Gott zusteht. Er verlangt dabei Nichts weiter, als daß, wer Vergebung empfängt, an den Gott der erbarmenden Liebe glaubt. Wer das thut, ist der sittlichen Welt, der Welt Gottes wiedergegeben. War, wie wir gesehen haben, die Umsinnung**) die sittliche Vorbedingung für den Eintritt in das Gottesreich, so ist der Glaube an den gnädigen, liebenden Gott das religiöse Verhalten, das dazu nötig ist (Mark. 1, 15). Wer die rettende Liebe Gottes erfahren hat und diese Erfahrung nun auch sein eignes sittliches und religiöses Verhalten bestimmen läßt, der ist im Sinne Jesu gläubig. Jesus selbst erweckt in den Menschen diesen Glauben, er leistet auch für die Richtigkeit seines Inhalts Gewähr: sein eignes Verhalten zu den Menschen hat seinen Grund und seine Quelle in dem entsprechenden Verhalten Gottes. Glauben ist demnach zunächst Vertrauen auf Gott, dann auch Zutrauen zu Jesus, zu seinen Worten und zu seiner Macht. Dieses Zutrauen aber fordert Jesus als ein bedingungsloses, er stellt sich damit als den Gegensatz zu den Führern und Leitern hin, denen sich das Volk bisher anvertraut hatte. Alle jene werden durch ihn ausgeschlossen: Einer ist euer Meister, Einer euer Führer (Matth. 23, 8 und 10). Das war ein gewaltiger Anspruch, den Jesus da vor seinen Volksgenossen erhob: er trat damit zum mindesten dem Mose an die Seite. Der war dem jüdischen Volksglauben die eine große Autorität gewesen, und nun kam Jesus und beanspruchte, von den Seinen als Zeuge und Bürge für die Wirklichkeit des von ihm verkündigten Gottesglaubens anerkannt zu werden, indem er sich dabei selbst dem Gesetze Mosis gegenüber souverän fühlte. Es war eine einzigartige sittliche und religiöse Autoritätsstellung unter den Seinen, die Jesus für sich in Anspruch nahm.

Dasselbe ergiebt sich, wenn man seinen Ausgangspunkt von dem Begriff des Reiches Gottes nimmt. Das Gottesreich mußte einen Mittelpunkt haben, um den es sich gestaltete; es mußte eine Persönlichkeit vorhanden sein, die es schaffen konnte; was im Gottesreich erst werden sollte, mußte in ihr vollendete Wirklichkeit sein. Je tiefer seine Wirksamkeit ging, je weiter sie sich ausdehnte und je größere Erfolge sie hatte, desto kräftiger mußte in Jesus das Bewußtsein zum Durchbruch kommen, daß er selbst diese Persönlichkeit sei. Er trug ja das Gottesreich, soweit es zunächst innerer Besitz war, in sich, er spendete auch seine Gaben, Sündenvergebung, Frieden, Ruhe und Erquickung den Seelen aus. Er rief ja alle die Mühseligen und Beladenen, die für das Reich Bestimmten zu sich heran: Kommet her zu mir (Matth. 11, 28). Denn er hatte, wonach sie sich sehnten, er konnte ihnen geben, was sie sonst bei Niemandem fanden. Aus demselben Bewußtsein der einzigartigen Bedeutung und alleinigen Vertrauenswürdigkeit seiner Person entspringen auch so hohe, selbstgewisse Worte wie: Laß die Toten ihre Toten begraben (Matth. 8, 22), und: Folge mir nach! (Mark. 10, 21). Liegt nicht hierin die Forderung eines ganz unbegrenzten Vertrauens? Alles, worauf sich ein Mensch verlassen mochte, soll dahingegeben werden, nur er ist unbedingt verläßlich. Ja, es ist schließlich so, daß Jesus selbst die Stelle einnimmt, die zuerst das Reich Gottes als das höchste Gut einnahm. Wer seine Angehörigen mehr liebt als ihn, wer seiner Nachfolge sich entzieht, der ist seiner nicht wert (Matth. 10, 37 f.). Und während Mark. 8, 35 noch Person und Sache, Jesus und das Evangelium neben einander stehen, heißt es in den Parallelen (Matth. 10, 39; 16, 25 = Luk. 9, 24): Wer sein Leben verliert um meinetwillen, der wird es gewinnen (retten).

Was an dem im Vorhergehenden Dargestellten klar werden soll, ist dieses. Das Bewußtsein Jesu von der umstürzenden und neuschaffenden Bedeutung dessen, was er brachte, nahm mit seiner fortschreitend tieferdringenden Wirksamkeit an Kraft zu. Und parallel damit mußte sich auch das Bewußtsein von der Bedeutung seiner Person heben, bis es die höchste Höhe erreichte, den eignen Wert in voller Unbeschränktheit fühlte. Das aber heißt nichts andres, als daß Jesus in sich den Messias erkannte und fortan den Anspruch erhob, als solcher auch von den Seinen anerkannt zu werden. Erst aus diesem Messiasbewußtsein Jesu heraus lassen sich solche Aussprüche, wie die oben zitirten, restlos verstehen.

Es ist bekannt, daß die Erwartung eines Messias unter den Juden nach dem Exil aufgekommen ist. Ihre Ausbildung hängt aufs engste mit der religiösen und politischen Geschichte des Judentums zusammen. Je stärker der Druck der Fremdherrschaft und politischen Unselbständigkeit empfunden wurde, um

*) Vgl. Nr. 16 und Holtzmann, Lehrbuch der neutestamentlichen Theologie, Freiburg 1897, 1. Band.

**) Luther: Buße. Genauer: Sinnesänderung. D H

so glühender sehnte man die Zeit der Befreiung herbei. Dieses Sehnen hat sich in der sogenannten Apokalyptik Ausdruck geschaffen. Sie nährte die nationalen Hoffnungen der Juden, indem sie eine oft phantastisch-großartige Beschreibung dessen gab, was am Ende der Zeiten geschehen würde. Einen breiten Raum in solchen Schilderungen nehmen Gestalt und Thaten des Messias ein: er war es, der die Befreiung des Volks und die Vernichtung aller seiner Feinde vornehmen würde. Damit war dann Platz geschaffen für das Reich der Herrlichkeit nach dem Muster des Königtums Davids. Daher muß denn auch der Messias ein neuer David, ein Davidssohn sein, der Israel über alle Völker erhöhen und es regieren soll als ein mächtiger, weiser und gerechter König in vollkommner Glückseligkeit.*) Die messianischen Erwartungen des jüdischen Volks hatten also eine durchaus politische Spitze; der Messias mußte eine politische Persönlichkeit sein, dem gab man Ausdruck, indem man ihm den Titel **Sohn Davids** beilegte.

Das Neue Testament kennt diese Bezeichnung auch. Sie wird öfters auf Jesus angewandt. Daß das Matthäusevangelium sie am häufigsten gebraucht, erklärt sich ungezwungen daraus, daß Matthäus wohl besondre Rücksicht auf jüdisch-christliche Leser nimmt. Sehen wir nun aber von den Stellen ab, die des ersten Evangelisten Sondergut sind (Matth. 9, 27; 12, 33; 15, 22; 21, 15), und untersuchen nur die gemeinsame synoptische Ueberlieferung. Alle drei in Betracht kommenden Stellen fallen in die letzten acht Tage des Lebens Jesu. Jesus ist auf dem Wege nach Jerusalem. Vor Jericho klingt ihm zum erstenmale der messianische Gruß entgegen; ein Blinder ist es, der ihm zuruft: Sohn Davids, Jesus, erbarme dich meiner (Matth. 10, 47 f.; Mark. 20, 31 f.; Luk. 18, 38 f.). Dann ist es das Volk der Hauptstadt, dessen Hosianna dem Davidssohne gilt (Matth. 21, 9).**) Und endlich macht Jesus selbst die Bezeichnung Davidssohn zum Gegenstande einer Auseinandersetzung, die er im Tempel giebt. Hatte er sie sich nämlich zu beiden erwähnten Malen gefallen lassen als den Ausdruck, in dem sich die Anerkennung seines Messiastums durch das Volk kund that, so geht aus dem, was er nun selbst sagt, deutlich hervor, daß er selbst sie schlechthin ablehnte. Er sagt nämlich Mark. 12, 35 ff.:

> Wie können die Schriftgelehrten sagen, daß der Christus [=Messias] Davids Sohn sei? David selbst hat im heiligen Geiste gesagt: Der Herr sprach zu meinem Herrn: Setze dich zu meiner Rechten, bis ich lege deine Feinde unter deine Füße. David selbst nennt ihn Herr: woher ist er denn sein Sohn?

Damit will Jesus zunächst offenbar einen Anstoß beseitigen, den man an seinem Messiastum nehmen konnte. Zugleich aber erklärt er die Weisheit der Schriftgelehrten für falsch; er setzt ihr einen Ausspruch Davids selbst gegenüber, der beweist, daß dieser, der es doch am besten wissen mußte, den Messias hoch über sich gestellt habe: das Verhältnis Beider sei nicht das des Vaters zum Sohne, sondern das des Knechtes zum Herrn. Trotzdem haben nun aber die Christen der ersten Zeit die von Jesus ausdrücklich abgelehnte Anschauung des jüdischen Messiasdogmas festgehalten. Wir sehen Matthäus und Lukas die Geburt Jesu nach Bethlehem verlegen, weil dieses die Davidsstadt war, wir sehen auch beide Evangelisten bemüht, durch einen Stammbaum Jesus als Davidssprossen zu erweisen. Markus freilich schweigt von Beidem.

Nach Alledem darf man sagen, daß Jesus den messianischen Titel eines Davidsohnes zum mindesten nicht selbst für sich angewendet hat. Er wußte sich nicht als Nachkommen Davids, und er wollte die politisch-nationale Tendenz, die in dem Titel lag, sich nicht zu eigen machen. Es scheint vielmehr nach den Evangelien so, als ob er einen andern Namen dazu benutzt habe, um zu erkennen zu geben, daß er sich als den Messias fühle und wisse. Diese von den Evangelien mit großer Vorliebe gebrauchte Bezeichnung Jesu lautet: **der Menschensohn**. Die Erklärung dieses Ausdrucks ist ungemein schwierig, und die Untersuchung über seine Herkunft und Bedeutung ist noch sehr im Flusse, selbst innerhalb kritisch gerichteter Forschung ist keine auch nur annähernde Einmütigkeit erreicht. So würde es nicht angehen, die Leser in die verworrenen, vielverschlungnen Gänge einer Untersuchung der hierhergehörigen Fragen einzuführen. Statt dessen sei einfach das Ergebnis niedergeschrieben, zu dem Holtzmann gelangt. Er sagt:

> Menschensohn ist und heißt Jesus einesteils allenthalben, wo er das Reich Gottes vergebend und heilend, lehrend und leidend verkündet, verbreitet, vertritt, anderenteils aber und vor allem dort, wo er es, auf den Wolken des Himmels kommend, vollendet. Keine Stelle entzieht sich gänzlich dieser Auslegung. Jede einzelne bietet an ihrem Teil die Probe darauf. Genau wie das Gottesreich selbst sowohl ein gegenwärtiges wie ein zukünftiges ist, so begreift auch die mit Beziehung auf den dem Gottesreich gewidmeten Beruf Jesu gewählte Selbstbezeichnung neben dem, was die Zukunft bringen wird, doch schon das Wirken in der Gegenwart. (S. 253)

Hiermit will Holtzmann aber nur konstatiren, in welchem Sinne die Evangelien jene Bezeichnung anwenden. Die eigentliche Schwierigkeit beginnt freilich erst mit der Frage, wie Jesus dazu hätte kommen sollen, gerade diesen Ausdruck zu seiner Selbstbezeichnung zu wählen. Zu einer bestimmten Antwort auf diese Frage gelangt **Holtzmann** nicht. Sie ist zur Zeit noch nicht möglich. Man weist gewöhnlich auf Dan. 7, 13 hin. Dort wird den vier Tiergestalten, die die vier Weltreiche versinnbildlichen, „einer wie eines Menschen Sohn“*) gegenübergestellt. Aber offenbar ist damit in Analogie zu den Tieren nicht sowohl der Messias als vielmehr das Volk Israel gemeint, wie V. 27 deutlich erkennen läßt. Immerhin ist die Danielstelle wohl bald messianisch gedeutet worden. Nur kann Jesus selbst unmöglich aus dem dortstehenden Ausdruck eine Bezeichnung herausgelesen haben, die ihm besonders geeignet hätte erscheinen können, sie zum Messiastitel für sich zu wählen. Wir erinnern uns, daß Jesus aramäisch gesprochen hat; auch der Teil des Buches Daniel, der hier in Betracht kommt, ist aramäisch geschrieben. Der aramäische Ausdruck aber, den das Griechische unsrer Evangelien wie auch unsre deutsche Uebersetzung mit „Sohn des Menschen“ wiedergiebt, bedeutet in Wirklichkeit nichts weiter wie Mensch. Und wenn Jesus diesen aramäischen Ausdruck auf seine Person angewandt hätte, so hätte er von sich in der allerallgemeinsten Weise geredet, aus der Niemand den Anspruch heraushören konnte, daß er sich damit als den Messias bezeichnen wollte. Hiermit ist der Weg angedeutet, auf dem die Forschung neuestens vorzugehen versucht. Man bemüht sich, durch ein Zurückgehen auf das Aramäische hinter das Geheimnis zu kommen, und es sind wohl Anzeichen dafür vorhanden, daß man sich auf diese Weise wirklich dem Ziele nähert. Aber solange es sich noch um Hypothesen handelt, hat der Laie ein Recht darauf, seiner Ruhe nicht entrissen zu werden.**)

Zu einer andern Messiasbezeichnung hat sich dagegen Jesus, wenigstens in den letzten Stunden seines Lebens, rückhaltlos bekannt. Die Frage des Hohepriesters, ob er der **Sohn Gottes** sei, hat er ohne Einschränkung bejaht (Matth. 26, 63 f. = Mark. 14, 61 f., vergl. auch Luk. 22, 70) und damit nur bestätigt, was schon sein Einzug in Jerusalem deutlich genug zu erkennen gegeben hatte: er wollte der Messias sein, den das Volk erwartete. In welchem Sinne hat sich nun aber Jesus als der Sohn Gottes gewußt? Denn daß er damit keinen physischen Zusammenhang zwischen sich und Gott behaupten wollte, braucht nicht erst bewiesen zu werden. Es sind zwei Gesichtspunkte, die für die Selbstbezeichnung Jesu als „Sohn“ maßgebend sind: der religiöse und der sittliche. Religiös betrachtet ist damit die

---

*) Holtzmann giebt im ersten Kapitel seines Werks eine interessante Schilderung der Gedankenwelt des Jesu gleichzeitigen Judentums. Der fünfte Abschnitt des Kapitels behandelt die messianische Dogmatik. Bei dieser Gelegenheit sei auch auf die lehrreichen Ausführungen hingewiesen, die **Baldensperger** in dem ersten Teile seines Buchs über **das Selbstbewußtsein Jesu im Lichte der messianischen Hoffnungen seiner Zeit** giebt (Zweite Auflage. Straßburg, J. H. Ed. Heitz, 1892); auch gebildete Laien werden sie mit Nutzen lesen.

**) In der Parallelstelle Mark. 11, 10 steht freilich nur: Gesegnet sei das Reich unsers Vaters David, das da kommt; Luk. 19, 38 endlich läßt David ganz fort und redet nur von dem König.

*) Kautzsch übersetzt: einer, der einem Menschen glich.

) Für Theologen sei hier auf eine Schrift hingewiesen, die das vorliegende Problem in der angedeuteten Weise anfaßt: **Hans Lietzmann, Der Menschensohn. Freiburg i. B., J. C. B. Mohr, 1896. Das Resultat, zu dem Lietzmann kommt, ist zwar sehr einschneidend, aber auch wer sich nicht überzeugen läßt, wird zugeben müssen, daß es wohl begründet und ernster Beachtung wert ist.

„ungehemmte Lebensgemeinschaft mit Gott, die unverkümmerte Berührung mit dem Göttlichen“ bekundet; es ist die „lebendigste Gegenwart Gottes im Gemüte,“ jene Einheit, der wir nur unter dem Bilde der Zweiheit von Vater und Sohn zum Ausdruck verhelfen können. Aber wie die Idee Gottes als des Vaters immer zugleich einen sittlichen Inhalt hat, so ist auch das Bewußtsein Jesu, der Sohn zu sein, immer auch sittlich bestimmt und bedingt. „Der religiöse Genius ist zugleich ein sittlicher Genius.“

Jesus hat den Seinen als Ziel, das es zu erreichen gelte, die Vollkommenheit hingestellt, die in Gott ihre Wirklichkeit hat (Matth. 5, 48). Nun lassen uns zwar die Evangelien nicht im Zweifel darüber, daß Jesus für sich selbst den Abstand deutlich empfunden hat, der den Menschen von Gott trennt. Es sei nur an das demütige Wort erinnert, das er dem reichen Jüngling entgegenhält (Mark. 10, 17 f. = Luk. 18, 18 f.); auch hat er des Fleisches Schwachheit gefühlt (Mark. 14, 38) und mannigfach mit Versuchungen gerungen (Luk. 22, 28; Mark. 8, 33 = Matth. 16, 23; vergl. ferner die Erzählung von der dreifachen Versuchung Mark. 1, 12 f. = Matth. 4, 1—11 = Luk. 4, 1—13, und schließlich Gethsemane Mark. 14, 32—42 = Matth. 26, 36—46 = Luk. 22, 39—46). Deshalb kann von seiner „absoluten“ Vollkommenheit nicht die Rede sein. Aber Jesus hat sich selbst doch auf der Bahn, die er Matth. 5, 48 vorgezeichnet hat, mit so „zielsichrer Entschiedenheit“ begriffen gewußt, daß er des Kontrastes, in dem die übrigen Menschen dazu standen, aufs lebhafteste inne wurde. „Die Gottinnigkeit, die ihn als wachsendes Gefühl eines Vollbesitzes innerer Harmonie und Glückseligkeit auf allen seinen Wegen begleitete,“ war zwar das auch für die übrigen Menschen giltige Ideal, aber sie blieben doch weit hinter Jesus selbst in seiner Verwirklichung zurück. So liegt denn in den Aussagen, die ihn als den Sohn schlechthin erscheinen lassen, der Anspruch, daß er das der ganzen Menschheit als Ziel gesetzte Verhältnis zu Gott schon besitzt. „Das Bewußtsein, Sohn Gottes zu sein, ist der einfachste und reinste Ausdruck einer erreichten religiösen Vollendung.“

Damit hat nun aber Jesus den ursprünglich theokratischen Messiastitel des Gottessohnes in eine andre, weit höhere Sphäre gehoben. Er setzt an seine Stelle die einfachere Bezeichnung „der Sohn,“ und in diesen Ausdruck legt er alle jene innern religiösen Erfahrungen und Gewißheiten hinein, die ihn fühlen und erkennen lassen, daß er der Erwählte und Verheißne sei. „Der Sohn“ und „der Vater“ werden so eine unlösliche Einheit. Jesus selbst hat diesem Gedanken ergreifenden Ausdruck gegeben; er thut es in dem Jubelruf (der sogenannten Agalliase Jesu) Matth. 11, 25—27 = Luk. 10, 21 f.:

Ich danke dir, Vater, Herr des Himmels und der Erde, daß Du dieses verborgen hast vor den Weisen und Verständigen und hast es Unmündigen geoffenbart; ja Vater, denn so ist es wohlgefällig vor Dir gewesen. Alles ward mir übergeben von meinem Vater, und Niemand erkannte den Sohn außer der Vater, noch erkennt den Vater Jemand, außer der Sohn und wem es der Sohn will offenbaren.

Es sei erlaubt, die Erklärung, die Holtzmann dazu giebt, hierher zu setzen:

Die Aussage zerfällt in zwei Hälften, deren erste Matth. 11, 25 f. = Luk. 10, 21 offenbar zurückgreift auf die für das ganze Auftreten und Wirken Jesu maßgebende Erfahrung, welche er an den niedern Schichten der Bevölkerung, an jenen schlichten und ungebildeten Leuten gemacht hat, die den berufsmäßigen Führern und Lehrern des Volkes nicht eben ein würdiger und lohnender Gegenstand der Bearbeitung zu sein schienen. Das Wort ist ein Dank dafür, daß sein erstes Gefühl, welches ihn an die Armen und Unmündigen wies, nicht betrogen, daß vielmehr der von Gott geschenkte Erfolg ihm Recht gegeben hat. (S. 272)

Die zweite Hälfte, die der Erklärung größere Schwierigkeiten bietet, ist wohl nicht ohne redaktionelle Eingriffe auf uns gekommen, aber ihr wesentlicher Inhalt ist klar zu erkennen. Holtzmann giebt ihn mit folgenden Worten wieder:

Jesus schöpfte den Gottesglauben zwar zunächst, wie jeder Andre, aus der, Bildung und Ausfüllung des eignen Bewußtseins allenthalben bedingenden, Umgebung und Ueberlieferung und lernte demgemäß die Natur als einen Spiegel und die Schrift als ein Zeugnis Gottes betrachten. Im letzten Grunde aber glaubte er an Gott um seiner, des Glaubenden, selbst willen. Insofern bedingt der „Sohn“ den „Vater,“ wie der Letztere den Ersteren. Daher ein wechselseitiges Erkennen behauptet wird. Also hier erst erreicht die Lehre Jesu von Gott ihre Vollendung; hier erst kann im vollen Sinne des Worts von einer Religion Jesu geredet werden. Denn wie er um seiner selbst willen an Gott glaubte, so sollen auf diesem neu eröffneten Wege, also im Grunde wiederum um seiner selbst willen, auch seine Jünger an Gott glauben. „Niemand kennt den Sohn als der Vater, und Niemand kennt den Vater als der Sohn und der, welchem der Sohn (den Vater) offenbaren will.“ So sprach weder Jesaja vorher noch Paulus nachher. (S. 273 f.)

In diesem Bewußtsein seiner einzigartigen überragenden Bedeutung ruft er dann auch die Menschen zu sich und bietet sich ihnen als den Heiland an. „Lernet von mir (Matth. 11, 29): nicht mehr dem Zwang des Gesetzes folgen und unter seinen Buchstaben als unter ein schwer lastendes Joch sich beugen, sondern von ihm lernen, von seinen Worten und von seiner Person — hier liegt Alles dahinten, was noch an Naturreligion erinnert; wohl aber ahnt man das in der Religion verborgne Geheimnis des persönlichen Lebens“. (S. 278)

Man hat wohl versucht, den Messianismus ganz aus dem Lebensbilde Jesu auszutilgen. Aber ohne ihn würde uns die Persönlichkeit und das Geschick des Herrn zu einem völligen Rätsel. Nur ist er nicht das Primäre, sondern er ist die Frucht der religiösen Erfahrungen, die Jesus zuvor gemacht hatte. Weil also das Bewußtsein, ein Gotteskind zu sein, für Jesus der Grund seines Messiasbewußtseins ist, und nicht umgekehrt, deshalb konnte er diesem auch mit großer innerer Freiheit gegenüberstehen. In dem jüdischen Messias konzentrirten sich die nationalen Ansprüche des Volkes, er ist deshalb eine politische und nicht eigentlich religiöse Größe. Der christliche Messias dagegen hat alles Nationale und Politische abgestreift, er ist nur religiös.

3

Aber noch steht ein wichtiger Zug in dem Messiasbilde Jesu aus. Es ist noch nicht von seinem Leiden und Sterben die Rede gewesen. In den Evangelien fällt die Enthüllung des Messiasprogramms und des Leidensgedankens zusammen. Die Leser erinnern sich der Szene in Cäsarea Philippi, die einen Wendepunkt im Leben Jesu bildete. Damals, als er infolge des unheilbaren Konflikts, in den ihn sein Gegensatz zur pharisäischen Tradition gebracht hatte, auf heidnisches Gebiet hatte flüchten müssen, öffnete er den Jüngern die Augen und bekannte sich ihnen ohne Rückhalt als den Messias. Aber zugleich weist er, nach den Evangelien, zum erstenmale darauf hin, daß er leiden müsse — allerdings eine fast paradoxe Art von Messianität, denn von einem leidenden und sterbenden Messias hatte man bis dahin noch Nichts gehört. Wir sind zwar vielfach gewohnt, die Notwendigkeit des Todes einfach aus dem messianischen Berufe selbst abzuleiten, indem wir auf den leidenden Gottesknecht des Jesaja hinweisen. Jesus hätte dann keinen Augenblick im Zweifel sein können, was ihm bevorstand. Aber das ist doch eine ungeschichtliche Art der Betrachtung. Freilich können wir für sie den Apostel Paulus und das Evangelium Johannis als Zeugen anführen. Allein im Grunde ist gerade damit nichts andres erwiesen, als daß jene Deutung alttestamentlicher Stellen auf Jesu Messianität schon sehr früh vorgenommen wurde. Man suchte und fand im Alten Testament Beweise genug dafür, daß das Geschick, das Jesus betroffen hat, des Messias Geschick sein mußte. Der geschichtliche Verlauf aber wird wohl der gewesen sein, daß Jesus seinen Tod nicht von Anfang an als die notwendige Konsequenz seines Hervortretens vorausgesehen hat. Erst als der Erfolg, den sein Wirken in Galiläa zu Beginn gehabt hatte, allmählich in sein Gegenteil umschlug und sich die Lage für ihn immer schwieriger gestaltete, konnte der Gedanke in ihm auftauchen und sich zur Gewißheit verdichten, daß er seines Lebens Werk mit dem Tode würde zu besiegeln haben. Nun wurde freilich das Sterben ein notwendiger Teil seines Berufes: ein wesentliches Stück des göttlichen Willens und Ratschlusses wäre ohne es unerfüllt geblieben.

„Der Menschensohn muß leiden,“ wenn er nämlich seinen Aufgaben treu bleiben, den Menschen Messias, Heiland, Retter werden, aber auch das Recht behalten will, auf Grund solcher persönlichen, in der Aufopferung des Lebens gipfelnden Leistung von ihnen gleich aufopfernden Dienst der Bruderliebe als Grundgesetz des anbrechenden Gottesreiches zu fordern. So wandelt er die eiserne Notwendigkeit des

Untergangs in einen freiwilligen Liebesdienst vermöge des zuversichtlich aufgestellten Ideals einer bisher unbekannten, nirgends noch geübten Sittlichkeit, wie sie gleichwohl künftighin von denjenigen geleistet werden wird, welchen sein Tod die Pforten des Himmels öffnen soll, weil sie, was Jesus zu bieten hatte, besser zu würdigen verstehen werden als „das ehebrecherische und sündige Geschlecht" in den Synagogen und Tempelhallen: Matth. 12, 36; 16, 4; Markus 8, 38 (S. 295).

Solche Gedanken mögen es auch gewesen sein, die ihn bei dem letzten Mahle bewegten, das er mit seinen Jüngern feierte. Die vier Berichte über diese Feier, die wir im Neuen Testamente vorfinden (Matth. 26, 26 ff.; Mark. 14, 22 ff.; Luk. 22, 19 ff. und 1. Kor. 11, 23 ff.), stimmen nicht in Allem überein. Ueber Vieles wird daher zur Zeit noch lebhaft gestritten. Immerhin giebt es noch genug, das ziemlich allgemein als „gesichertes Ergebnis" anerkannt wird. Das Markusevangelium scheint zu berichten, was dem wirklichen Hergang am nächsten kommt. Darnach darf man sagen: wir haben in diesem letzten Mahle Jesu „eine im Stil des Prophetismus gehaltne symbolische Handlung (vgl. besonders Jer. 19, 10 f.), ein in Szene gesetztes Doppelgleichnis" zu sehen: wie Jesus das Brot bricht, so wird alsbald sein Leib gebrochen werden, und wie er den Wein ausgießt, so wird alsbald sein Blut vergossen werden. Das wollte er seinen Jüngern zum letztenmale klar machen: sein Tod war eine beschlossene Sache, nun galt es Abschied zu nehmen. Aber dieser Tod, mit dem scheinbar alle Hoffnungen zerbrachen, die die Jünger auf ihn gesetzt hatten, er sollte doch eine Quelle des Segens werden: sein Blut war Bundesblut, vergossen für Viele. Zu dieser ersten symbolischen Handlung hat Jesus dann eine zweite gefügt. Er reichte Brot und Wein seinen Jüngern, und sie aßen es zum Zeichen der Gemeinschaft mit ihm. Wenn er nun auch von ihnen ging, so blieb er doch mit ihnen aufs innigste vereint, er war in sie eingegangen, lebte in ihnen fort, war ein Stück ihrer selbst geworden.

Die ganze Handlung ist nicht sowohl eine Parallele zu dem jüdischen Passahmahl als vielmehr „die verklärte Erneuerung jener, von Mose am Sinai zur Weihe des alten Bundes veranstalteten Opferfeier, ja geradezu der den Abschluß der Weltperiode kennzeichnende Ersatz derselben" (Ex. 24). Der alte Bund, der Mosaismus, die Religion des Gesetzes ist nun überwunden; an dessen Stelle tritt die Schöpfung Jesu. Dieser Gedanke konnte Jesum in der That mit dem Geschick versöhnen, das ihn erwartete. Nicht in erster Linie an die Jünger, sondern an sich selbst wendete er sich: sein Blut würde vergossen werden, aber „als heilstiftendes Bundesopferblut zum Besten Vieler, die erst in seiner Gemeinschaft und Nachfolge werden sollen, was sie als Jünger des Moses und Diener des Gesetzes nie geworden wären, Kinder Gottes." In dieser Weise sicherte sich Jesus nun auch eine bleibende und beherrschende Stellung im Gottesreiche:

Es war eine unbeabsichtigte, vielleicht eine momentaner, aber unwiderstehlicher Eingebung entflossene That der Selbsterhaltung, wenn Jesus, um auch im Tod nicht von seiner Jüngergemeinde lassen zu müssen, diese durch den Stempel der Unvergeßlichkeit, den er seiner letzten Handlung aufzudrücken wußte, dauernd an sich band. Die Worte „Das thut zu meinem Gedächtnis" (erst Luk. 22, 19 = 1. Kor. 11, 24. 25) sind vielleicht nicht ausgesprochen worden; um so gewisser sprechen sie selbst aus, was im Moment lag und sich mit unbezwinglicher Folgerichtigkeit geltend machte (S. 304).

Wenn Jesus seinen Tod vorausgesehen und vorausgesagt hat, so muß ihm auch die Weissagung seiner Auferstehung zugesprochen werden. Wir haben gesehen, daß er trotz seines Todes an dem Bewußtsein festhielt, der Messias zu sein. Aber der Messias konnte nicht im Tode bleiben, er mußte auferstehen. Nur wird damit keine andre Auferstehung gemeint gewesen sein als die, die nach jüdischer Erwartung am letzten Tage stattfinden sollte. Was uns die Evangelien erzählen, ist als umkleidende Erweiterung dessen anzusehen, was Jesus selbst gesagt hatte. Denn das thatsächliche Verhalten der Jünger läßt es durchaus unwahrscheinlich erscheinen, daß Jesus seine Auferstehung für den dritten Tag angekündigt habe. Hätte er ihnen in so „schulmäßig stereotypen Worten" zu dreien Malen auseinandergesetzt, daß er schon am ersten Tage der folgenden Woche auferstehen werde, wie das Mark. 8, 31 = Matth. 16, 21 = Luk. 9, 22; Mark. 9, 31 = Matth. 17, 23; Mark. 10, 34

= Matth. 20, 19 = Luk. 18, 33 geschieht, so wäre es unerklärlich, daß die Jünger nach seiner Gefangennehmung alle entflohen (Mark. 14, 50 = Matth. 26, 56 und Matth. 28, 16), daß die Frauen den Leichnam Jesu einbalsamiren wollten (Mark. 16, 1 = Luk. 24, 1), daß die Jünger die Kunde von der Auferstehung mit bangen Zweifeln, ja mit Unglauben entgegennahmen (Matth. 28, 17, Luk. 24, 11. 37. 41). Doch sei nochmals betont, daß diese Einwendungen sich nur gegen die Vorausverkündigung der Auferstehung nach drei Tagen richten, dagegen eine Auferstehungsweissagung an sich nicht unmöglich machen.

Ursprünglich war die Wiederbelebung und die Wiederkunft dasselbe, nämlich das siegreiche Hervorgehen aus dem Totenreiche. Allein durch das Ostererlebnis der Jünger wurde die Auferstehung zum vorbereitenden Akte für die Wiederkunft. Wenn freilich Jesus (Mark. 14, 2 = Matth. 26, 24) seinen Richtern gesagt hat, sie werden ihn sitzen sehen zur Rechten der Kraft und kommen mit den Wolken des Himmels, dann hätte er selbst schon die Wiederkunft als von der Auferstehung getrennt angesehen, da er aus dem Grabe oder dem Totenreich erstanden sein mußte, um im Himmel seinen Platz einzunehmen. Jedenfalls hat er seinen Jüngern im Zusammenhang mit der Auferstehung auch seine Wiederkunft angekündigt (Mark. 8, 38 = Matth. 16, 27 = Luk. 9, 36). Und Jesus muß sie als sehr nahe bevorstehend bezeichnet haben (Mark. 9, 1 = Matth. 16, 38 = Luk. 9, 37; Mark. 13, 30 = Matth. 24, 34 = Luk. 31, 32), sonst ist das ungemein zähe Festhalten des Urchristentums an dem baldigen Hereinbruch der Parusie schwer verständlich.

4

Hier müssen wir einen Blick zurückthun. Es war gezeigt worden, daß Jesu Verkündigung des Reiches Gottes zwiespältig ist: bald ist es ein gegenwärtiges, bald ein zukünftiges Reich. Das findet nun aus dem, was sich zuletzt ergeben hat, seine abschließende Erklärung. Jesus hat, um sich als Messias behaupten zu können, seine Auferstehung und Wiederkunft verkündigt. Ebenso hat er das Gottesreich, um es nicht untergehen zu lassen, in die Zukunft verlegt. In der ersten Zeit, als seine Predigt raschen Eingang fand, konnte er wohl von dem Gottesreich als in seinen Anfängen bereits vorhanden reden, aber als sich ihm die Ueberzeugung von dem gewaltsamen Abbruch seines Lebens immer unabweisbarer aufdrängte, da rückte ihm auch das Reich Gottes wieder in weitere Ferne, die Kluft zwischen dem, was war, und dem, was sein sollte, mußte ihm jetzt zum mindesten ebenso groß scheinen, wie sie nur je dem Urheber des ganzen apokalyptischen Gedankens gewesen war. Es blieb mithin der Zukunft vorbehalten, das Reich zur Vollkommenheit werden zu lassen: „Gott sollte mit seiner Wunderkraft herstellen, was Jesu menschliche Leistung im Reste ließ."

Wiederum dieselbe Beobachtung läßt sich machen, wenn es sich darum handelt, Jesu Stellung zum Gericht zu begreifen. Der allgemeine Maßstab, nach dem die Entscheidung vorgenommen wird, ist Mark. 9, 37 und 41 = Matth. 10, 42 ausgesprochen: was einer um der Idee des Guten willen thut, das thut er Jesu selbst. Enger an die von ihm vertretene Sache knüpfen solche Worte Jesu die Beurteilung des Menschen an, die es ausschlaggebend sein lassen, wie sich der Mensch zu dem Rufe stellt, den Jesus an ihn ergehen läßt. Nach diesem Maßstabe übt Jesus schon jetzt sein Richteramt aus, das ihm als dem Messias zusteht: er vergiebt Sünden, und er ruft sein Wehe über Chorazim und Bethsaida, die ungläubigen Städte (Matth. 11, 21 ff. = Luk. 10, 13 ff.). Ja, durch ihn wird eine Scheidung der Menschen eintreten, die selbst bis in die intimen Kreise der Familie hineinreicht (Matth. 10, 34 ff. = Luk. 12, 51 ff.). — Auf der andern Seite aber steht das Gericht, das durch den Wiederkommenden abgehalten werden soll. Es ist ganz in den jüdischen Farben gehalten (Mark. 13, 24—27 = Matth. 24, 29—31). Hierhin gehören vor allem die dem ersten Evangelisten eigentümlichen großen Gerichtsgemälde (13, 36—43, 25, 31—46). Auch in diesem Gericht kommt dem Messias eine entscheidende Rolle zu: im Angesichte Gottes und in Gegenwart der Engel erkennt er die Einen als die Seinigen an, die Andern

aber verleugnet er (Mark. 8, 38 = Matth. 10, 32 f. = Luk. 9, 26; 12, 8 f.). Doch gehört in diesen Zusammenhang noch ein Zug, der das Bild des Welttribunals durch ein andres, intimeres verdrängt. In einigen Gleichnissen wird uns ein Hausherr gezeigt, der von seinen Knechten Rechenschaft fordert (Matth. 18, 23—35; 25, 14—30; Luk. 16, 1—8; 19, 11—27). Hier wird offenbar die Verantwortung jedes Einzelnen in den Vordergrund gerückt: das Gericht wird zu einer persönlichen Rechenschaftsablage vor Gott, gleichsam zu „einem Vorgang unter vier Augen," ganz im Einklang mit dem individualistischen Gepräge, das der Religion Jesu überhaupt eigentümlich ist.

Einiges weniger Wichtige sei übergangen. Dagegen darf nicht unerwähnt bleiben, daß der Messianismus im Vereine mit der Eschatologie*) einen unverkennbaren Einfluß auf Jesu ethische Forderungen ausgeübt hat. Je mehr sich seine Hoffnungen von der Gegenwart abwandten, je klarer er erkannte, daß sein Volk ihn nicht aufnahm, daß die Vollendung des Gottesreichs der Zukunft vorbehalten sei, desto sehnsüchtiger sahen seine Augen dem entgegen, was kommen sollte. Er wurde gegen die Ausgestaltung der gegenwärtigen Welt immer gleichgiltiger, während sich sein Interesse an dem Heil des Einzelnen steigerte. Die Forderungen, die er im Hinblick auf die so nahe messianische Zukunft an die Seinen stellte, wurden immer schroffer und schärfer, sie spitzten sich zu Welt- und Selbstverleugnung zu (vgl. z. B. das tief einschneidende Wort Luk. 14, 26). Und was der dritte Evangelist zum allgemeingiltigen Kanon für die Christen hat machen wollen, nämlich das gänzliche Aufgeben irdischen Besitzes, ist wohl von Jesus in der letzten Zeit seines Lebens wirklich gefordert worden: die Seinen mußten Alles drangeben, um das kommende Reich zu gewinnen. In diesem Sinne ist die Ethik Jesu mit Recht weltabgewandt zu nennen: sie hat kein Interesse an der Gesamtheit dessen, was die Welt beherbergt; worauf es ihr ankommt, ist vielmehr der Einzelne; ihn aus dieser in jene Welt hinüberzuretten, ist ihr Zweck, daher muß sich von allem Irdischen losreißen, wer den Himmel gewinnen will.

Je näher Jesus seinem tragischen Ausgang kommt, desto stärker tritt die Eschatologie hervor. Das ist begreiflich genug: Jesus ist sich voll stolzer Kraft der Unabhängigkeit der in ihm verkörperten Wahrheit von seinem irdischen Geschick bewußt; daß er trotz alledem der Messias ist, das wird die Zukunft lehren. Aber es läßt sich nicht leugnen, daß Jesus die Formen, in die er dieses Bewußtsein gekleidet hat, aus den Vorstellungen seines Volks nahm. Er hat durchaus das Schema verwendet, das die jüdische Apokalyptik geschaffen hatte. So liegt denn auch die Originalität Jesu nicht dort, wo das vollendete Gottesreich geschildert wird, sondern nur da, wo er es uns als „ein schon gegenwärtiges, aber verborgnes, der Vollendung entgegenreifendes Reich" vor Augen führt.

„Wer über der Musterung jener Erdfarben [aus der jüdischen apokalyptischen Bilderwelt] die welthistorischen Entdeckungen und dauernden Errungenschaften, die mit dem Gedanken vom „Reiche Gottes" und seiner „bessern Gerechtigkeit" verbunden sind, nicht ganz aus dem Auge verloren hat, dem wird es auch nicht so gar schwer fallen, die von prophetischer Phantasie hervorgezauberten Lichtbilder, in denen die zukunftsfrohe Naturkraft eines überlegnen Geistes sich noch im Moment des Untergangs kund thut, von den dissolving views einer rein müßigen Schwärmerei zu unterscheiden" (S. 337).

* * *

Werfen wir einen Blick zurück. Es scheint ein Zwiespalt durch Jesu Verkündigung hindurchzugehen: wir sehen ihn überall an Vorhandnes anknüpfen, seine Gedankenwelt ist durchweg bedingt und abhängig von den Vorstellungen seiner Umgebung und seines Volks; aber wir sehen auch, wie er überall die Schranken durchbricht und Neues schöpferisch gestaltet. Sollen wir uns über diese Mischung von Altem und Neuem wundern? Jesus erlebte als Harmonie, was wir als zwiespältig empfinden.

*) Eschatologie ist die Lehre von den letzten Dingen, also von dem, was in der Zukunft eintreten soll. Es ist mithin die Gesamtbezeichnung für die Vorstellungskreise der Auferstehung, der Wiederkunft, des Gerichts und des Endreiches.

In ihm ist Einheit, was für uns weit auseinander klafft. Wir aber ziehen nur Vorteil daraus, wenn wir uns nicht scheuen, die Scheidung des Alten vom Neuen vorzunehmen. Wir sehen dann, daß das wirklich Originale, das Schöpferische an Jesus von der dem zeitgeschichtlichen Milieu angehörenden Vorstellungswelt ganz unabhängig ist. Jenes aber ist es gewesen, das auf das religiöse Leben des Einzelnen und der Völker allein einen nachhaltigen, neuschaffenden Einfluß geübt hat. Im Vergleich damit ist die der jüdischen Theolgie entnommne messianische Legende und eschatologische Perspektive für den Einzelnen wie für die Nationen nur von untergeordneter Bedeutung: ihnen eignet nicht die Fähigkeit, sittliche Wirkungen hervorzubringen.

Es ist zu Anfang darauf hingewiesen worden, wie mißlich es sei, aus der Verkündigung Jesu einen Lehrbegriff herausgestalten zu wollen. Das gewinnt durch jene Unterscheidung reichliche Bestätigung. Dabei stellt sich überraschenderweise heraus, daß gerade das, was noch am ehesten nach Lehren und Dogmen aussieht, aus dem Judentum entnommen ist. Das Bedeutende und Neue aber, das Jesus gebracht hat, steht überall in engster Beziehung zu seinem persönlichen Wesen: es ist herausgeboren aus dem Gang seiner Geschicke, aus den Führungen seines Lebens. Daher vermag nur, wer sich in den Hauptsachen über Jesu Leben klar ist, auch den Inhalt seiner Verkündigung zu verstehen, und nur wer in die Eigenart seines persönlichen Lebens einzudringen sich müht, wird wirklich mit ihm vertraut. Dann wird es freilich nicht schwer sein, Inhalt und Form, Wesen und Erscheinung auch bei Jesus auseinanderzuhalten. Die treibende Kraft in ihm war die Vollendung des religiösen Verhältnisses, wie er sie als Sohnesbewußtsein empfand. In dieser unmittelbar sittliche Aufgaben stellenden Auffassung der Beziehung zwischen Gott und Mensch liegt auch „der wirksamste Impuls zu den weltgeschichtlichen Leistungen des Christentums." Die Form aber, in der Jesus das Sohnesbewußtsein besaß und den Seinen mitteilte, war der jüdische Messiasbegriff. Ohne Zwang, ja ohne alles eigne Zuthun hat sich sein Selbstbewußtsein in dieses Kleid gehüllt. Es bot sich ihm wie von selbst, ganz unvermeidlich dar.

Wir sind am Schluß. Wenn wir so von Jesus selbst herkommend nun in das hineinblicken, was menschliche Verkündigung aus ihm gemacht hat, so gewahren wir mit einem fast wehmütigen Staunen, daß sie sich meist gerade an das gehalten hat, was sich als vergängliche Form des bleibenden Inhalts erwies. Aber sollen wir, die wir das nachträglich erkennen, da wir wissen, daß sich die Persönlichkeit Jesu nicht einmal mit dem deckt, was uns die apostolische Predigt kündet, daß sie größer und tiefer und weiter gewesen ist, sollen wir nicht das Recht des Versuchs haben, zu den Quellen hinabzusteigen, aus denen diese Persönlichkeit sich Kraft trank? Nicht was dieser oder jener Mensch, sei es selbst ein Apostel, von Jesus gedacht hat, kann für uns entscheidend sein, sondern wir wollen Jesus selbst. Lernet von mir, hat er ja den Menschen zugerufen. Deshalb ist es Pflicht, der Wissenschaft zu danken, deren Arbeit uns das eigentliche Wesen Jesu, das, was er wirklich war, von Tag zu Tag klarer, unverhüllter erschließt. Sie bringt ihn uns menschlich näher. Aber es ist die Art, die Gott gefällt, daß er zu Menschen durch Menschen redet.

Ernst Teichmann

Die schwierige Lage und Aufgabe des Evangelischen Bundes

5. Evangelisch

Wenn Professor Beyschlag klagt, daß dem jüngern Geschlecht die Augen gehalten seien, sodaß sie die römische Gefahr nicht sehen, so ist das, glaube ich, eine irrige Auffassung. Die Blindheit wäre auch zu groß. Der politische Sieg des Zentrums im Reich liegt offen zu Tage. Alle Konsequenzen werden daraus nicht gezogen werden, aber etliche sicher. Ich fürchte, die Jesuiten werden auch vor den grünweißen Grenzpfählen nicht Halt machen.

Auch in den außerdeutschen Ländern sind Fortschritte des römischen Katholizismus wahrzunehmen. Daneben freilich fehlt es nicht an Rückgang und Niederlagen. Auch der spanisch-amerikanische Krieg hat seine konfessionelle Bedeutung. Man mag über den Krieg und sein Recht denken, wie man will: siegt Amerika, so vollzieht sich wieder ein Stück Weltgericht an der römischen Kirche.

Die schlimmste römische Gefahr jedenfalls erkennen wir in der innern Entwicklung der katholischen Kirche selbst. Es ist in ihr des lebendigen Christentums weniger, des Aberglaubens und der Gewissenstyrannei mehr geworden. Gerade am meisten bei unsern katholischen Volksgenossen können wir das beobachten.

Aber was nützt dawider Politik? Was Kirchenpolitik? Noch dazu eine von protestantischen Theologen geforderte und geführte?

Würde der heutige Staat in Preußen oder im Reich es für seine Pflicht halten, den Ultramontanismus neuerdings zu bekämpfen, so würde ihm hoffentlich protestantische Kraft energischer zu Hilfe kommen, und diese Hilfe von ihm anders begehrt werden, als im weiland Kulturkampf. Ohne den Staat aber kann die evangelische Kirche keinen konfessionellen Krieg führen, weder in ihren offiziellen Organen, die völlig vom Staate abhängig sind, noch in freien Vereinigungen.

Was solche Vereinigungen können, ist: aufmerken auf den Guerillakrieg, der seitens der römischen Kirche ohne Unterlaß in den gemischten Gegenden und darüber hinaus geführt wird, Uebergriffe feststellen, Rechte verteidigen, einzelne Bedrohte und Geschädigte stärken. In Alledem hat der Evangelische Bund Dankenswertes geleistet, und er wird es auch in Zukunft. Vornehmlich ist die Stärkung unsrer evangelischen Diaspora, ihre reichliche und entschlossene kirchliche Versorgung von größter Wichtigkeit. Großes thut dafür der Gustav-Adolf-Verein; kleinere Vereinigungen helfen mit; und wo auf Grund von Grundsätzen und Satzungen Andre nicht beispringen können, ist auch hier der Evangelische Bund zur Stelle. Alles in Allem müßte der deutsche Protestantismus für die evangelische Diaspora im Vaterlande und in aller Welt noch viel mehr thun. Kirchen und Schulen gründen, Pfarrer und Lehrer schicken, überall die zerstreuten Samenkörnlein evangelischen Lebens suchen, sammeln, hegen und pflegen, das ist einwandfreie Schutz- und Trutzarbeit gegenüber der römischen Gefahr.

Denn wir lieben unsern Glauben so gut wie irgend Jemand in der Welt. Wir wünschen ihm Sieg und Segen zum Heile der ganzen Welt. Aber wir haben das Gefühl, daß die Art unsers Glaubens uns nur ganz bestimmte Waffen gestatte für ihn zu streiten, und daß nur auf ihrer Führung Gottes Segen ruhen könne.

Wie oft hat im konfessionellen Kleinkriege auch auf protestantischer Seite Klatsch und Irrtum, auch Fanatismus, seine Rolle gespielt. Wie schwer fällt es denen, die sich diesen Kampf gewissermaßen zum Beruf gemacht haben, dem Andersgläubigen immer gerecht zu werden. Aber wenn unsre Gerechtigkeit nicht besser ist als die der Papisten, so werden wir nicht in das Himmelreich kommen. Glauben wir mit dem dritten Artikel an eine heilige christliche Kirche, so müssen wir sie auch unter dem Unfehlbaren finden. Und wie vieles Anstößige müssen wir von den katholischen Christen tragen und ertragen, weil es die selbstverständliche Folge ihrer Prinzipien und ihrer Erziehung ist. Ich kann z. B. in den Liedern, die bei dem viel berufnen römischen Kaiseressen gesungen worden sind (abgedruckt in den „Aktenstücken"), nichts finden, was mich verletzte; vielmehr sage ich mir: wie sollen papsttreue Deutsche, wenn sie als solche unsers Kaisers Geburtstag feiern, anders singen?

Also meine ich, wir könnten das Christliche im heutigen Katholizismus mehr suchen und würdigen, und wir könnten von dem Irrigen in ihm Vieles leichter toleriren. Wir können aber vom kirchlich- oder religiös-protestantischen Boden aus keine kriegerische konfessionelle Politik machen.

Unsre eigenste Art, den vorhandnen Geisteskampf zu führen, kann nur eine andre sein. Abgesehen von der Stärkung unsrer Diaspora und von der Wahrung klarer Rechte, deren wir zu unsrer kirchlichen Existenz bedürfen (nicht vermeintlicher Ansprüche auf Fürstenzimmer für Generalsuperintendenten und dergleichen, woran weniger liegt als nichts) — abgesehen davon liegt unsre Kraft allein in dem Zeugnis der Wahrheit und einem dadurch geweckten und durch eine gute Organisation geförderten Gemeindeleben.

Auch für dieses hohe Ziel hat der Evangelische Bund gearbeitet. An manchen Orten sind seine Zweigvereine die Herde eines frischen und warmen Gemeindelebens geworden. Aber ich habe das Gefühl, wie wenn diese große und größeste Aufgabe, für die innere Belebung des deutschen Protestantismus einzustehen, nur zaghaft und jeweilig, nicht als die Hauptsache und einmütig ins Auge gefaßt würde. Ist es die Erfahrung der leidigen Uneinigkeit, der persönlichen und parteiischen Empfindlichkeit, die man von Anfang an machen mußte, was gehemmt hat? Ist es an leitender Stelle eine gewisse Unfähigkeit, alle persönlichen Sympathien und Antipathien, alle theologischen Eifersüchteleien und Zwistigkeiten dem großen Einen Gedanken zum Opfer zu bringen? Genug, die innerlich zusammenfassende Hand des Bundes ist nur hier und da kräftig zu spüren gewesen, und mehr in den Zweigen als vom Zentralvorstand aus. Gewiß, es Allen recht zu machen und Alle zu sammeln war unmöglich. Aber das war doch keine unlösbare Aufgabe, alle diejenigen gut evangelischen Elemente zu vertreten, zu stärken und zu einigen, die, katholisirenden Bestrebungen abhold, die evangelische Wahrheit und das nur in Gott gebundne Gewissen für das beste Erbe ihrer Väter halten. Willkommen Jeder, der auf reine Lehre hält. Aber kein Bund mit dem, der durch äußere Einrichtungen und allerlei Nötigung das herstellen will, was allein das begeisterte Zeugnis des Glaubens in redlichen Herzen zu wecken vermag. Das ist katholisch, und ein Bund zur Wahrung protestantischer Interessen kann hier nur den innern Feind sehen.

Sehr schwer ist nach Alledem die Lage und Aufgabe des Evangelischen Bundes. Für seine politische Arbeit fehlen vielfach die Voraussetzungen und bei der Natur der evangelischen Religion auch das ideale Recht.

So gilt es also vornehmlich religiöse und sittliche Arbeit zu thun, und die ist immer die schwerste. Es ist, wenn man nicht an direkte Missionspredigt unter den Katholiken denkt, wozu wir bei der konfessionellen Mischung in Deutschland keine Verpflichtung haben, Arbeit nach innen: Verständigung unter den theologischen Richtungen, Förderung jeder gemeinsamen Thätigkeit, Weckung der Gemeinden, wo sie schlafen, Bekämpfung aller katholisirenden hochkirchlichen Irrwege, Einführung, immer tiefere, positive, in die eigentümlichen religiösen und sittlichen Güter und Kräfte des Protestantismus, des deutschen zumal — alles das Zwecke, die zum Teil von dem Bunde schon verfolgt sind, die seines Dienstes noch viel mehr begehren, die ihm, je einmütiger und kräftiger der Zentralvorstand sie ins Auge faßt, desto mehr Freunde zuführen werden.

R

Zur Duellfrage

Es ist und bleibt traurig, daß die Erregung über die Duellunsitte die amtlichen Organe in Staat und Kirche so lau gefunden hat, und daß sie es Einzelnen überlassen haben, den Widerspruch des Christentums dagegen in seiner ganzen Schärfe zum Ausdruck zu bringen. Freilich ist es ja schon oft dagewesen, daß die Kirche viel mehr durch einzelne Persönlichkeiten als durch Körperschaften und Behörden gesprochen hat.

Einer der eifrigsten und entschiedensten Bestreiter des Duells ist der Professor der Geschichte Georg von Below. Seine erste Schrift über „Das Duell und den germanischen Ehrbegriff" hat den Freunden des Duells ihre stärkste Waffe entwunden, indem sie die Vorstellung zerstörte, als sei das Duell germanischen Ursprungs oder mit dem deutschen Ehrbegriff verwachsen. Eine zweite Schrift „Das Duell in Deutschland. Geschichte und Gegenwart" greift noch viel unmittelbarer in die Auseinandersetzung über das Recht des Duells und die Möglichkeit seiner Beseitigung ein. Ein geschichtlicher Ueberblick über das Duell

in Frankreich, seinem Heimatlande, und Deutschland im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert zeigt, daß alle guten Regierungen und alle großen Herrscher in der Verdammung des Duells und in scharfen Maßregeln dagegen einig gewesen sind. Anderseits waren der schwache Ludwig XIII., der sittenlose Herzog-Regent Philipp von Orleans, das feige Regiment der Revolution nachsichtig gegen das Duell, hielten es für vornehm oder doch unentbehrlich. Unter den brandenburgisch-preußischen Herrschern ragen Friedrich Wilhem I. und Friedrich der Große hervor. Beide haben nicht nur mit strengen Edikten oder stachligen Epigrammen dagegen geeifert, sondern ihren Verordnungen auch strengste Innehaltung zu sichern gewußt. Friedrich Wilhelm II. ist es gewesen, der einen vom Grafen Carmer unternommnen Versuch, das Duell durch Einführung von Ehrengerichten in das preußische Landrecht völlig zu beseitigen, verhinderte. Auch in der Studentenschaft ist die traurige Periode des Pennalismus der Nährboden der Duelle gewesen, und erst die Burschenschaft hat diesem sinnlosen Geraufe gesteuert.

Wie steht es nun mit der Gegenwart? Below hebt hervor, daß das Duell in Deutschland längst nicht so verbreitet und angesehen ist, wie z. B. in Frankreich. Die überwiegende Mehrheit des Volkes hält es für eine Albernheit, ein gefährliches Spiel junger Leute. Ausschließlich der staatliche Zwang verhindert, daß es nicht längst verschwunden ist. Die geringe Verbreitung der Duellsitte weist Below in einem Glanzabschnitt seiner Schrift zunächst innerhalb der Studentenschaft nach: höchstens fünfzehn Prozent der Studentenschaft pflegen sich zu duelliren. Und zwar ist das jener Teil, der als der vorzugsweise nicht studirende angesehen werden kann. Im Offizierkorps läßt sich die Zahl der Duellgegner leider nicht feststellen, da eine offne Gegnerschaft in der Armee nicht geduldet wird. Aber nach dem Zeugnis keines Geringern als Boyen sind viele der höchsten Offiziere diesem Vorurteil nie erlegen. Sicherlich aber bekennt sich die überwiegende Menge der Offiziere nur als Offizier zum Duellstandpunkt und giebt dies oft höchst naiv zu erkennen. Die Verfehmung und Ausstoßung der Duellgegner aus dem Offizierkorps ist die stärkste Stütze der Duellsitte. Und gerade dies ist ein Rest des alten Landsknechtstums, das gebrochen und in die staatliche Ordnung eingegliedert zu haben ein unvergänglicher Ruhmestitel der Hohenzollern ist. Erst im neunzehnten Jahrhundert haben die preußischen Könige, irregeführt durch die falsche Geschichtsauffassung vom deutschen Ursprung des Duells, sich diesem Brauch des Landsknechtstums gefügt und ihn sanktionirt. Denn die Verordnungen über die Ehrengerichte von 1843 und 1874 erkennen die Unmöglichkeit des Verbleibens eines Duellgegners in der Armee ausdrücklich an und schaden dadurch ebensoviel, als sie durch die Einrichtung der vermittelnden Thätigkeit der Ehrengerichte nützen wollen. Besonders ausführlich behandelt Below dann die Ausbreitung der Duellsitte unter den Offizieren des Beurlaubtenstandes, indem er drastisch nachweist, in welche Konflikte dieser militärische Zwang mit der Berufspflicht und der Pflicht gegen die Familie führt, und auf die Steigerung dieser Konflikte durch die Vermehrung der Zahl der Reserveoffiziere infolge der neuen Armeeorganisation aufmerksam macht.

In der Erinnerung an die Vorgänge auf der letzten altpreußischen Generalsynode ist weiter der Nachweis von schmerzlichem Interesse, wieviel hervorragende Vertreter des Adels Gegner des Duells gewesen sind und noch sind. Mit diesen stimmen alle sonst noch zu den höhern Gesellschaftskreisen gehörenden Berufsstände, die akademischen Professoren, Grundbesitzer, Kaufleute und Industrielle, Geistliche und Gymnasiallehrer in der Verwerfung des Duells überein. In der ganzen deutschen Presse macht nur die offiziöse eine unrühmliche Ausnahme.

In einem kurzen kräftigen Schlußkapitel weist Below dann die Lächerlichkeit der Behauptung nach, daß das Duell in Deutschland unausrottbar sei, und kommt zu dem Schluß — darin ganz mit der Christlichen Welt übereinstimmend —, daß es nur eines Federstriches von der Hand des deutschen Bundesfeldherrn bedarf, um das Duell zu beseitigen. Denn in dem Augenblick, in dem der unsittliche staatliche Duellzwang aufgehoben sein wird, muß sich zeigen, daß das Duell in Deutschland im wesentlichen nur noch durch diesen Zwang aufrecht erhalten wird. Demgemäß schließt Belows Schrift mit einem vertrauensvollen Appell an den deutschen Kaiser.

Diese Inhaltsangabe wird zeigen, wie reichhaltig und anregend die Schrift ist. Was sie aber nicht zeigen kann, ist die glänzende Art der Darstellung. Below hat sich dadurch als ein Meister des historisch-politischen Essays erwiesen. Witzig, geistreich, prägnant weiß er das Unrecht des Duells von immer neuen Seiten aus zu beleuchten. Zwischen pathetischem Ernst, dessen die Sache nicht wert ist, und oberflächlichem Spott, für den sie doch wieder zu schwer wiegt, hält er die gute Mittellinie schneidiger Ironie ein; Vernunft und Religion, wahres Ehrgefühl und echtes Nationalempfinden stellt er in eine Schlachtreihe auf. Was er wecken will, ist offenbar bei den Freunden des Duells Scham, daß sie sich von dem Popanz eines Jockeyehrbegriffs haben düpiren lassen, und bei den Gegnern das Gefühl der Ueberlegenheit, das sie nicht ruhen lassen darf, bis diese Unsitte gänzlich ausgerottet ist. Schade, daß Belows Schrift abgeschlossen war, ehe die preußische Generalsynode ihre laue Resolution über das Duell faßte, und daß sie dadurch von den Geißelhieben Belows verschont geblieben ist.

An diese größere Schrift, die ich nach Alledem kaum noch ausdrücklich zu empfehlen brauche, darf ich einen kurzen Hinweis auf eine hübsche kleine Untersuchung anschließen: Das Duell im alten Straßburg von Dr. theol. Alfred Erichson (Straßburg, Bull; 1,50 Mark). Darin zieht ein mehr als zweihundertjähriger Kampf gegen das Duell, geführt vom alten Magistrat, von den französischen Zivil- und Militärbehörden seit 1841, von der Universität wie von der Kirche, am Auge des Lesers vorüber. Auch diese Einzeluntersuchung bestätigt, daß das Duell nicht etwa alten deutschen Ursprungs, sondern durch französische Infektion nach Deutschland gekommen ist und dort jahrhundertelang bei Allen, die auf gute Sitte, Zucht und Ehre hielten, Widerspruch gefunden hat. Wann endlich wird diese Erkenntnis wieder durchdringen und mit der jammervollen Donquixoterie aufräumen! Erich Foerster

---

Anmerkung. Die Verhandlungen der letzten preußischen Generalsynode liegen nun in stenographischer Wiedergabe vor und sind für 16 Mark durch jede Buchhandlung zu beziehen (Verlag Wiegandt und Grieben, Berlin). Das Referat von Professor Hering über die Duellfrage ist dankenswerterweise im Maiheft der Deutsch-Evangelischen Blätter weitern Kreisen zugänglich gemacht. Ich habe in unsrer Nr. 7 zugesagt, sobald der stenographische Bericht vorläge, mein in Nr. 1 d. J. über die Heringsche Rede kurz ausgesprochnes Urteil zu revidiren. Ich gestehe nun, daß ich einer peinlicheren Lektüre als dieser mich kaum erinnere. Wer Herrn Professor Hering persönlich kennt und schätzt, wird vielleicht durch alles Gesagte einen Ton mitklingen hören, der es erträglich macht. Was thatsächlich vorliegt, ist die diplomatisirende Rede eines Theologen, der sich müht, den Ansprüchen hochansehnlicher Kreise gerecht zu werden, ohne dem Ernst des christlichen Sittengesetzes Abbruch zu thun. Aber gerade diese Mischung von Salbung und Rücksichtnahme, von Predigerton und parlamentarischer Klugheit ist unerträglich. Ich will es ja menschlich verstehen, wenn Herr Professor Hering sagen würde: Es war eine üble Aufgabe für mich; ich hatte einen Kompromiß zu vertreten, der Mühe genug gekostet hatte; aus eigner freier Ueberzeugung würde ich ganz anders geredet haben. Es ist ja auch für den Christen keine Schande, wenn er zu solch diplomatischer Mission nicht eben geschickt ist. In diesem Falle folgte die Strafe auf dem Fuße: die Erklärung der Duellfreunde desavouirte noch zu guter letzt den Kompromiß, und das Opfer des streng christlichen Standpunkts war umsonst gebracht. Ich bitte die Rede zu lesen, wer nur immer Gelegenheit dazu hat. Sie ist geradezu ein Muster kirchlicher Synodalberedsamkeit. Aber freilich kann einem für unsre Kirche bei dieser Kunst angst und bange werden. Gleich im Anfang heißt es, daß die Generalsynode in der Duellsache ein Wort reden müsse: „weil sie der Mund der Kirche ist.“ Das ist sie Gott Lob nicht. R

Verschiedenes

Ein weltliches Oratorium. Gustav Adolf; für Chor, Solostimmen, Orchester und Orgel von Max Bruch, op. 73. Dichtung von A. Hackenberg. Verlag von N. Simrock in Berlin.

Wir verdanken der Freundlichkeit der beiden Männer, die sich hier zu einer der besten Aufnahme sichern Schöpfung verbunden, Einblick in dies weltliche Oratorium vor seiner ersten Aufführung, die am 22. Mai in Barmen bevorsteht. Weltliches Oratorium, wo steht das? Die Verfasser haben, wir dürfen es vermuten, geschwankt, ob sie ihrem Werk diesen Namen geben sollten. Sie haben ihn schließlich vermieden, aber er will doch nicht unzulässig erscheinen für diese Tondichtung, in der neben Gustav Adolf (Bariton) auftreten Herzog Bernhard von Weimar (Tenor) und Leubelfing, des Königs Edelknabe (Alt). Außerdem Chöre schwedischer und deutscher Krieger, Priester und Mönche und, in den sofort packenden ersten Szenen da, wo die heiß ersehnte Landung des königlichen Befreiers im Augenblick der höchsten Not (Juni 1630) geschildert wird, ein Chor evangelischer Prediger, auf dessen Verwendung man vor allem gespannt sein wird. Dann wird im Lager an der Havel der Schwedenkönig als kühner Held von Volk und Heer gefeiert, aber bald beginnt, in der Stimmung jener Zeit sehr treu wiedergegeben, die bange Sorge um das belagerte Magdeburg, wie ein Uebergang zu der erschütternden Klage um das zerstörte Bollwerk, mit der der erste Teil schließt (6. und 7. Szene). Vor den Thoren Münchens (Mai 1632) erscheint Gustav Adolf auf der Höhe seines Sieges von Breitenfeld, der Jubel hallt wieder (8. und 9. Szene); bis auf die österreichischen Erblande ist ganz Deutschland befreit (10. Szene), und nun öffnet auch München, die Hauptstadt der Liga, dem Unwiderstehlichen seine Thore, der als ein großmütiger Sieger demütig wie ein Christ und duldsam wie ein echter Protestant seinen Einzug hält (11. Szene). Dann im kühnen Fluge hinüber in die Ebene zwischen Saale und Elbe, die so oft männermordende. Todesahnung umfängt den Mächtigen in der Nacht vor Lützen, Leubelfing muß ihm ein Trostlied singen, das ihm Vertrauen auf Gott, den Beschützer der guten Sache, und gläubige Sterbensbereitschaft verleiht (12. Szene); Die Schlacht beginnt. In der dreizehnten Szene singt Leubelfing, der todeswunde, dem frommen König, der neben ihm erschlagen ward, die Todesklage, zugleich sein Schwanenlied. Die Klage der Ueberlebenden aber, in die Schloßkirche zu Wittenberg verlegt, zu nächtlicher Stunde, wo über Luthers Gruft die Leiche Gustav Adolfs aufgebahrt gedacht ist — übrigens nach einigen Ueberlieferungen nicht einmal eine dichterische Freiheit — schließt das Ganze so natürlich wie ergreifend ab; Prediger, Volk, Krieger mit Bernhard von Weimar, dem neuen obersten Führer, verbinden sich mit dem Gelübde ewiger Treue, dem Bekenntnis siegesgewisser Hoffnung.

Einen besondern Reiz geben Dichter und Komponist in engster Fühlung dem gemeinsamen Werke dadurch, daß sie geistliche und weltliche Lieder aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges und den Tagen der Reformation, mehr oder minder überarbeitet, einflechten, hier und da alte Weisen wieder erklingen lassen, so in dem Chor der schwedischen Krieger (zweite Szene), den das Vorwort einer im Jahre 1600 aufgezeichneten schwedischen Melodie zuweist, in dem Kriegslied der fünften Szene und dem Magdeburgerlied? der folgenden. Auch des Königs Heimweh vor der Lützener Schlacht läßt schwedische Weisen erklingen.

Den Dichter aber, der mit glücklichem Griffe in gewählter, an Abwechslung reicher Sprache, maßhaltend und eben darum packend sich seiner Aufgabe entledigte, um, dem Tondichter überall entgegenkommend ein so dankbares Textbuch zu schenken, lohne willige Anerkennung. Aber nicht dies allein. Es ist ihm, neben andern schwungvollen Stellen vor allem gelungen, der Gestalt des Edelknaben Leubelfing den ganzen Zauber deutscher Innigkeit, kindlicher Hingebung und Gläubigkeit zu verleihen, von dem aus auf das Bild unsers Glaubenshelden Gustav Adolf Verklärung zurückstrahlt. Und so wird dieses hochwillkommene Werk, dem beide Männer ihr ganzes Können gewidmet, der berühmte Schöpfer des Achilleus, Odysseus, der Glocke, des Moses u. a. und der nicht nur als Redner in weitern Kreisen aufrichtig geschätzte Verfasser der Dichtung, gewiß auch zur notwendigen Hebung evangelischen Bewußtseins mit edeln Mitteln beitragen. Dem Vernehmen nach ist übrigens bereits eine weitere Aufführung in Magdeburg für die Tage der diesjährigen Hauptversammlung des Evangelischen Bundes in die Wege geleitet. Crönert

Ulrich Zwingli. Dramatisches Gedicht in drei Teilen von Alex. Wysard. Zweite, umgearbeitete Auflage. London, Zürich, Bern, 1892. 170 Seiten.

Der Verfasser dieses auf die Volksbühne berechneten Stücks, seit zwanzig Jahren Pfarrer der deutsch-evangelischen Gemeinde Camberwell, London, ist kein Neuling auf litterarischem Gebiete, hat sich auch früher schon („Sulzjogg oder Christ und Jesuit," Volksstück mit Gesang in fünf Akten) als Bühnendichter versucht. Sein „Zwingli," abgesehen von den Volksszenen in fünffüßigen Jamben verfaßt, ist dem Andenken an Albert Bitzius und Eduard Langhans gewidmet. Er ist vermutlich unter dem Einfluß des Herrigschen „Luther" entstanden. Daß er sein Urbild nicht erreicht, liegt zunächst an der größern Sprödigkeit des Stoffes, demnächst aber auch daran, daß Wysards Gabe offenbar nicht die des Volksmannes ist. In dreimal drei Gruppen von lebenden Bildern (Sturm und Drang — Mittagshöhe — Sonnenuntergang) sucht er seinem Helden die Sympathie und Bewunderung des modernen Menschen zu erwecken; der Hausherr und der Mann des Rates stehen in den letzten Gruppen. Allein weder der allzu süß flötende Humanist, noch der (übrigens am besten gelungne) wesentlich verständige Reformator, noch endlich der Gatte und Familienvater, der seiner Anna zutaumelt mit den Worten: „Weib, laß in dir mich ganz vergehen, du Wonnekelch voll Liebeslust" — übt eine starke Anziehungskraft. Der wahre Zwingli hat wahrlich ganz anders gepredigt und gedichtet, als dieser Vertreter eines braven, aber herzlich unbedeutenden Reformertums. Seine wahren Lieder „Hilf, Herr Gott, hilf" und „Herr, nun heb den Wagen selb" werden als Bruchstücke, nebenbei in unzulänglicher Uebertragung, dargeboten. Wysard würde sie heute vielleicht vom Volke anstimmen lassen, wie denn überhaupt auch in Herbeiziehung des Volksgesangs Herrig einen großen Vorsprung hat. Selbstverständlich würden die Zwinglibilder nicht mit eigentlichem Kirchengesang zu umrahmen sein. — Anhangsweise darf ich wohl auf desselben Verfassers Christliche Heilslehre (London, 1897) hinweisen. Geordnet auf Grund des Reichgottesbegriffs, werden nach dem Schema 1. der König des Reichs (Gott); 2. der Bürger des Reichs (der Mensch); 3. der Stifter des Reichs (Christus); 4. die Verwirklichung des Reichs (das Heil) — das Evangelium Jesu und die paulinischen Briefe systematisch ausgenutzt. Dies geschieht in der Ueberzeugung, daß zwar Paulus das Evangelium „zum Dogma zugespitzt und versteinert" hat, daß wir aber genötigt sind, ihm zu folgen, „weil uns die Genialität des Meisters fehlt." Wysard hat indessen, in Erkenntnis dieses Notstandes, „das Knochengerüst der Lehrsätze durch Schöpfungen hauptsächlich moderner religiöser Lyrik zu beleben" versucht. Unter den zahlreich verwendeten Dichtungen nehmen solche von Goethe, Schiller, Bodenstedt, Freiligrath, H Schleiden, Wysard einen großen Raum ein. Ich bin der Meinung, daß der kirchliche Liederschatz der evangelischen Gemeinde unendlich viel geeigneter ist, auch unserm Geschlecht die Wahrheit des Evangeliums zu vermitteln, und finde Vieles von dem Dargebotenen auch als Poesie genommen recht schwach. In den Ausführungen über Gottes-, Nächsten- und Selbstliebe sähen wir gern das gänzlich verschwiegene Ehegebot berücksichtigt und tapfer verwendet; der ein feinsinniges Christentum vertretende Katechet findet ja doch ein kräftiges Wort wider den Zweikampf — warum nicht auch gegen Ehebruch und Unzucht? Gleichwohl ist der Ernst des vorliegenden Versuchs, den Kindern unsrer Zeit nahezutreten, und mancher treffliche Gedanke aller Anerkennung wert. Es muß viel Wege geben, und die Predigt von Christus kann Wunder thun, auch wo wir an ihrer Wirksamkeit Zweifel hegen. Auf jeden Fall können die Katecheten auch von einem Wysard lernen. Smend

Missionslitteratur. Die Mission und die evangelische Kirche im 17. Jahrhundert. Von W. Größel. Gotha, Perthes, 1897. X und 235 S. 4,50 Mk.

Das Werk wendet sich nicht an das große Publikum, ist aber als die erste streng wissenschaftliche Untersuchung dieses wichtigen aber bisher stark vernachlässigten Gegenstandes eine so erfreuliche und zur Dankbarkeit verpflichtende Leistung, daß auch die Christliche Welt nicht unterlassen darf, ihrem engern Kreis von Missionsinteressenten das gediegne Buch wenigstens zu nennen. Der Ertrag der Forschungen des Verfassers liefert freilich ein wenig erfreuliches Bild. Denn wenn auch auf das Zeitalter der Orthodoxie der allgemein gehaltne Vorwurf, kein Verständnis für die Missionspflicht gehabt zu haben, nicht zutrifft, so bleibt doch die Thatsache bestehen, daß es keine wirkliche Missionsunternehmung hervorgebracht hat. Von besonderm Interesse ist die theologische Motivirung der ablehnenden Haltung der damals herrschenden Dogmatik. Carl Mirbt

Die Mission der Brüdergemeine in Missionsstunden. Herausgegeben von G. Burkhardt, Missionsdirektor a. D. Erstes Heft: Grönland und Alaska, 142 S.; zweites Heft: Suriname, 156 S., je 1,50 Mk. Leipzig, Fr. Jansa, 1897, 1898.

Die Brüdergemeine hat in diesem Jahrhundert recht wenig dazu gethan, um die große Fülle der in ihrer Missionsarbeit gesammelten Erfahrungen Andern zugänglich zu machen. Zu einer planmäßigen Aufarbeitung der in dem Herrnhuter Archiv, dem größten Missionsarchiv des evangelischen Deutschlands, aufgespeicherten Materialien liegen nicht einmal bescheidne Ansätze vor, und für die Verpflichtung, die Geschichte ihrer reichen und herrlichen Arbeit in der Heidenwelt in einer großen Darstellung der evangelischen Christenheit vorzuführen, scheint man in herrnhutischen Kreisen noch kein ausreichendes Verständnis zu besitzen. Denn daß an gewandten Federn dort kein Mangel ist, beweist gerade auch das neue Unternehmen Burkhardts, das der Beachtung der Missionsfreunde nachdrücklich empfohlen werden soll. Eine erschöpfende Berichterstattung über das gesamte Arbeitsfeld der Brüdergemeine wird hier allerdings nicht geboten, dafür aber der Vielen gewiß sehr willkommne Versuch gemacht, durch die Heraushebung einzelner Bilder einen richtigen Gesamteindruck von der Arbeit auf den einzelnen Hauptgebieten zu geben. Unter diesem Gesichtspunkt ist der Stoff mit großem Geschick ausgewählt, die Schilderungen sind plastisch, auch Geschichte, Ethnographie und Geographie kommen ausreichend zur Geltung. Die Offenheit, mit der über die Fehlgriffe der Missionare und die trüben Seiten in dem Leben der gewonnenen Christengemeinden gesprochen wird, berührt wohlthuend und stärkt das Vertrauen des Lesers auch gegenüber den freundlichern Eindrücken, von denen die Hefte so ansprechend zu erzählen wissen. Die Schreibweise erhält durch den unmittelbaren praktischen erbaulichen Zweck das Kolorit, das eine direkte Verwendung dieser Missionsstunden in Missionsversammlungen ermöglicht. Grönland und Suriname hat der Herausgeber bearbeitet, Alaska der bekannte Missionsschriftsteller Prediger Schneider. C M

Jahrbuch der Sächsischen Missionskonferenz für das Jahr 1898. XI. Jahrgang. Leipzig, Wallmann. 204 S. 1,50 Mk.

Auch in diesem Jahre fesselt das handliche Buch durch seinen gediegnen und vielseitigen Inhalt. Die Döhlersche Uebersicht über den Stand der deutschen evangelischen Mission Ende 1896 wird ebenso interessiren wie die Vorführung der Missionslitteratur des Jahres 1897 durch P. Paul und Anecker. Wir werden nach Indien, China und Ostafrika geführt, aber auch in die Gründungszeit der christlichen Kirche (Kleinpaul, St. Paulus oder der Gang des Evangeliums von Antiochien bis Rom), kurz, zahlreiche Kräfte haben sich zusammengethan, um diesem trefflichen Jahrbuch neue Freunde zuzuführen. C M

Aus der deutschen Mission unter dem weiblichen Geschlechte in China. Von Luise Cooper. Darmstadt, C. F. Winter, 1898. Dritte Auflage. 104 S. 1 Mk.

Gerade jetzt, wo die Erwerbung Kiautschous das Interesse für China mächtig angeregt hat, begrüßen wir diese schlichte Erzählung, deren Ertrag der deutschen Blindenmission unter dem weiblichen Geschlecht in China zu gute kommen soll, mit besondrer Freude. Die Geschichte des 1851 in Hongkong von Berlin aus gegründeten Findelhauses umschließt ein schönes Stück evangelischer Liebesthätigkeit, jetzt ist 1897 noch die Errichtung eines Blindenheims hinzugetreten. Die Kreise, denen die Frauenfrage am Herzen liegt, sollten von dieser Arbeit Notiz nehmen und ebenso die Freunde deutscher Kolonialpolitik, die für den Wert moralischer Eroberungen unter einer fremden Rasse Verständnis haben. Es kann gar nicht ausbleiben, daß die Kenntnis der großen Notstände, denen die wahrhaft humanen Institute begegnen wollen, auch die Herzen bewegen wird, mitzuhelfen. Denn während es sich bei uns um Abstufungen in der Stellung des weiblichen Geschlechts handelt, die die durch das Christentum gebrachte Schätzung der Frau zur Voraussetzung haben, sehen wir sie in China wie in Indien auf einer Stufe, die unser wärmstes Mitgefühl erregen muß. C M

Wegweiser durch die wissenschaftliche und pastorale Missionslitteratur. Von E. Strümpfel. Herausgegeben vom Vorstande der Missionskonferenz der Provinz Sachsen. Berlin, M. Warneck, 1898. 104 S. 1 Mk.

Die Missionskonferenz der Provinz Sachsen nimmt unter allen ähnlichen Veranstaltungen unbestritten den ersten Platz ein, denn sie hat weit über ihren nächsten Wirkungskreis hinaus anregend gewirkt. Alle übrigen Missionskonferenzen in Deutschland haben nach ihrem Muster sich gebildet und beweisen durch ihre Zahl und Ausdehnung, wie fruchtbar der Gedanke Warnecks war, durch solche Organisationen die Freunde der Mission miteinander in Verbindung zu bringen. Auch wertvolle litterarische Leistungen sind von dieser Konferenz ausgegangen. Vor einigen Jahren erschien der „Wegweiser durch die volkstümliche Missionslitteratur," von Pfarrer Eger, seit einigen Wochen haben wir das Gegenstück dazu in der Schrift Strümpfels. Angelegentlich seien alle die, die mit Mission sich beschäftigen, auf dieses vortreffliche Hilfsmittel hingewiesen, das knapp und sicher orientirt und in vier Hauptabschnitten (Missionstheorie, Missionsgeschichte, Zur Pflege des heimischen Missionslebens, Zeitschriften) die wichtigsten Stücke der Missionslitteratur so wohl geordnet darbietet, daß die hohe praktische Brauchbarkeit dieses Wegweisers außer Frage steht. C M

Vereinigung zur Fürsorge für kranke Arbeiter in Leipzig. Eine verhältnismäßig neue und schöne Form der Bethätigung echter Humanität und Nächstenliebe stellt die eben genannte Vereinigung dar. Sie besteht in Leipzig nunmehr drei Jahre. Ihre Mitglieder und Geldgeber sind vorwiegend Arbeitgeber; sie haben im letzten Jahre in Summa 11000 Mk. aufgebracht. Diese und andre Mittel werden zur Unterstützung derjenigen Arbeiter, Arbeiterinnen sowie Arbeiterfamilien verwendet, denen die bestehenden Arbeiterversicherungskassen (Kranken-, Unfall- und Invaliditätsversicherung) vorübergehend aber nicht dauernd zu gute kommen. Bekanntlich haben diese Gesetze teilweise noch erhebliche Mängel, deren Abstellung man sowohl in Arbeitgeberkreisen als namentlich auch von seiten der sozialpolitisch denkenden Arbeiter erstrebt. Aber auch dann, wenn deren Bemühungen von dem vollsten Erfolge gekrönt sein würden, würde es immer noch Fälle genug geben, wo die Arbeiterversicherungsanstalten versagen. In all diesen Fällen versucht die genannte Vereinigung helfend und ergänzend einzuspringen. Sie treibt also weder Armenpflege noch innere Mission; sie treibt einfach eine sehr notwendige Hilfsarbeit an Leuten, die in ernster Not sind, aber deren Ehrgefühl sich sträubt, auch nur vorübergehend der öffentlichen Armenpflege oder innern Missionsarbeit anheimzufallen. Dieser Aufgabe, die staatliche Arbeiterversicherung durch private Liebesthätigkeit zu ergänzen, sucht die Vereinigung auf mancherlei Weise zu lösen: durch Gewährung von Familienunterstützung, von Verpflegungsgeldern, von Wöchnerinnenunterstützung, von Sterbegeld, sonstiger Barunterstützung, von Nahrungsmitteln, sowie freier ärztlicher Behandlung und Medizin. Sodann hat die Vereinigung es auch übernommen, für die Arbeiter Anträge auf Einleitung des Heilverfahrens sowie auf Gewährung von Invalidenrenten zu stellen — Dienstleistungen, die anderswo Volksbureaus und Arbeitersekretariate, in kleinern Orten aber meist Geistliche und Lehrer erfüllen. Alle diese Arbeiten werden durch Vertrauensmänner und Helferinnen der Vereinigung unentgeltlich geleistet. Aber das Geschilderte erschöpft die Thätigkeit dieser Vereinigung nicht. Sie sieht es, durch den Charakter der Mehrzahl ihrer Mitglieder aus Arbeitgeberkreisen ganz von selber dazu getrieben und befähigt durch die Erfahrungen, die sie bei der Ausübung ihrer Hilfsdienste macht, ebenso sehr als ihre Aufgabe an, diese Erfahrungen den maßgebenden Instanzen und Behörden der Arbeiterversicherung zur Verfügung zu stellen, daraus gefolgerte Schlüsse und Ratschläge ihnen auszusprechen und so mitzuarbeiten an einem erfolgreichen, auf der nüchternsten praktischen Arbeit beruhenden Ausbau der drei großen Gesetze. Gerade dieser Teil ihrer Aufgabe ist um so erfolgreicher, als ihr Ausschuß es verstanden hat, in enger Fühlung mit den Organen der Versicherungsanstalten zu bleiben, also bei ihnen wirklich Gehör zu finden. Einige Forderungen hat sie in den drei Jahren ihres Bestehens wirklich auch schon durchgesetzt; und in dem dritten Jahresbericht, den sie eben verschickt hat, hat sie wiederum neue formulirt: größere örtliche Zentralisirung der Organisationen, die namentlich im Königreich Sachsen wegen der da bestehenden Ausführungsvorschriften besonders leicht möglich ist; Ermöglichung eines größern mündlichen Verkehrs der Arbeiter mit den betreffenden Behörden; Abstufung der Familienunterstützung; Ausdehnung der Krankenversicherung auf die Dienstboten — alles Wünsche, die jeder auch nur einigermaßen in dieser Angelegenheit Bewanderte als durch und durch berechtigt und dringlich bestätigen muß. Eine dritte Form der Bethätigung ihrer Arbeiterhilfe hat die Vereinigung in dem Kampfe gegen die Lungenschwindsucht gefunden, den sie kämpft: durch Förderung der aus den Kreisen der Kranken- und Invaliditätsanstalten hervorgehenden Bestrebungen zur Schaffung von Sanatorien für Schwindsüchtige auf Kosten der Anstalten; durch Förderung der privaten und Vereinsbestrebungen auf diesem Gebiete; endlich durch litterarische Bekämpfung der Schwindsucht in der Weise, daß sie in Flugblättern und Broschüren, die in Fabriken u. s. w. verteilt werden, belehrt über die ersten Anzeichen der beginnenden Schwindsucht, Ratschläge für Lungenkranke erteilt und andres. In neuster Zeit hat die Vereinigung sogar ein Plakat „Zur Bekämpfung der Schwindsucht" herstellen lassen, das zum Aufhängen in Geschäftsräumen und Fabrikwerkstätten bestimmt ist und auf die Gefahren der Verbreitung der Schwindsucht, auf die Möglichkeit ihrer Heilung sowie die Mittel ihrer Verhütung hinweist. Gewiß ein origineller und wirksamer Weg, wenn man bedenkt, wie gerade in Arbeiterkreisen durch Achtlosigkeit und Leichtsinn der ohnehin leichten Krankheitsempfänglichkeit noch mancher Vorschub geleistet wird. Plakat wie Broschüren sind übrigens gegen Billiges von der Geschäftsstelle, Leipzig, Hospitalstraße 10, zu beziehen, jenes für 6 Pfennige das Stück, von diesen zehn Stück für 25 oder 40 Pfennige. Es ist auf das dringendste zu wünschen, daß ähnliche Vereinigungen, namentlich von Arbeitgebern subventionirt, sich auch in andern Orten als Leipzig bilden möchten. Vielleicht geben vorstehende Zeilen eine Anregung dazu.

Göhre

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Freunde der Christlichen Welt

Versammlungen

Berlin: 3. Juni, abends 7 Uhr, im Anschluß an den Evangelisch-sozialen Kongreß. Viktoriasäle. Leipzigerstr. 134.

Frankfurt a. M.: 6. Juni, 4 bis 6 Uhr nachmittags, Rosenau, Reuterweg 8: „Die religiös-ethische Gedankenwelt unsrer Industriearbeiter."

Magdeburg: 1. Juni, Mittwoch nachmittags 3 Uhr, zwangloses Zusammensein von Freunden der Christlichen Welt, wozu alle Teilnehmer am Klosterjubelfest herzlich eingeladen sind. Lokal: Wuthe, Hasselbachstraße 1. Zwei Minuten vom Hauptbahnhof.

Verlag von Wiegandt & Grieben in Berlin SW, Trebbinerstr. 1.

Soeben erschienen die

Verhandlungen

der vierten ordentlichen evangelischen Generalsynode

der evangelischen Landeskirche Preußens.

Eröffnet am 23. November 1897, geschlossen am 16. Dezember 1897.

82 Bogen stark. Lex. 8°.

Preis 16 Mk.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Einladung zum Neunten Evangelisch-sozialen Kongreß in Berlin.

Zum neunten Male ladet der Evangelisch-soziale Kongreß seine Mitglieder und Freunde zu seiner öffentlichen Jahresversammlung ein.

Während er in den letzten Jahren in verschiednen Städten des deutschen Vaterlands für seine Gedanken und Ziele gewirkt hat, will der Kongreß nun wieder an der Stätte seiner Gründung tagen, um seinen hiesigen Freunden zu zeigen, daß er trotz aller Anfeindungen seinen alten Idealen unverrückt treu geblieben ist. Wie dereinst so will er auch heute noch die gesellschaftlichen Zustände unseres Volkslebens an dem festen Maßstabe evangelischer Sittlichkeit messen und in diesem Geiste die sozialen Probleme unsrer Zeit gewissenhaft untersuchen, um dadurch in unserm Volke eine Gesinnung zu erwecken, die in Anknüpfung an die geschichtlich gewordnen Verhältnisse deren Schäden zu beseitigen und allen aufwärts Strebenden freie Bahn zu schaffen sich bemüht.

Diese Arbeit ist so dringend und für das Heil unsers Volkes so notwendig wie je. Darum laden wir unsre evangelischen Volksgenossen herzlich ein, uns in unsern Bestrebungen zu unterstützen und sich an den bevorstehenden Sitzungen zu beteiligen. Der Kongreß dient weder einer kirchlichen noch einer politischen Partei und weist die Behandlung politischer Parteifragen grundsätzlich ab. Daher heißt er jeden evangelischen Christen, es sei Mann oder Frau, willkommen, der aus dem Evangelium Kraft und Mut schöpfen will, an der Kräftigung und Gesundung unsers vielfach leidenden Volkskörpers mitzuarbeiten. — In diesem Sinne rufen wir allen Freunden unsrer Bestrebungen laut und herzlich zu: **Auf nach Berlin!**

Das Programm lautet:

Mittwoch, den 1. Juni, nachmittags 4 Uhr Sitzung des Ausschusses.

I. Donnerstag, den 2. Juni: a. Früh 9 Uhr im großen Saale der **Viktoriabrauerei, W, Lützowstraße 111/12:** 1. Eröffnung des Kongresses mit Gebet und Gesang; 2. Ansprache des Vorsitzenden; 3. Jahresbericht des Generalsekretärs; 4. Erstes Referat: **Die Stellung Luthers zu den sozialen Fragen seiner Zeit.** (Privatdozent Lic. Lezius aus Greifswald.) b. Nach der Pause: Zweites Referat: **Geschichtliche, gegenwärtige und zukünftige Arbeiterorganisationen.** (Professor Dr. Stieda aus Leipzig.) c. Abends 8 Uhr öffentliche Festversammlung in **Martens Festsälen, SW, Friedrichstraße 236.**

II. Freitag, den 3. Juni: a. Früh 9 Uhr im großen Saale der **Viktoriabrauerei, W, Lützowstraße 111/12:** Drittes Referat: **Die religiös-ethische Gedankenwelt unsrer Industriearbeiter.** (Pfarrer D. Rade aus Frankfurt a. M.) b. Nachmittags 4 Uhr in der **Viktoriabrauerei, W, Lützowstraße 111/12:** Spezialkonferenz der evangelisch-sozialen Frauengruppe: **Die Mitarbeit der Frauen bei der Fürsorge für die verwahrloste und verbrecherische Jugend.** (Fräulein Marie Mellien aus Berlin.)

Für den Eintritt werden viererlei Karten ausgegeben: 1. **Mitgliedskarten zu 5 M.,** die außer zu **allen** Versammlungen zum Empfang des Kongreßprotokolls und der „Mitteilungen" berechtigen; 2. **Teilnehmerkarten zu 2,50 M.,** die zu **allen** Versammlungen Zutritt gewähren; 3. **Tageskarten zu 1,50 M.** für die Veranstaltungen je **eines** Tages; 4. **Karten zu 50 Pf.** für die Spezialkonferenz.

Mitglieder von Evangelischen Arbeitervereinen, die dem Arbeiterstande angehören, und Studenten haben gegen Vorzeigung ihrer Legitimationskarten freien Eintritt.

Die Karten 1—3 werden auf die Person ausgestellt. Sie sind in der Buchhandlung von Georg Nauck (Fritz Rühe), SW, Friedrichstr. 52/53, beim Generalsekretär Völter in Steglitz und an der **Geschäftsstelle** zu haben.

Die Geschäftsstelle wird Mittwoch, den 1. Juni, von 10—7 Uhr, ebenso Donnerstag und Freitag in der **Viktoriabrauerei** eingerichtet werden.

Mit allen Anfragen und Wünschen wolle man sich an den Generalsekretär Völter in Steglitz bei Berlin wenden.

Alle schon anwesenden Besucher des Kongresses, sowie die Berliner Freunde treffen sich am Abend des Mittwoch, 1. Juni, von 8 Uhr an in zwangloser Geselligkeit im Klubhause, SW, Krausenstraße 10.

Unsre Freunde bitten wir allerwärts in der Presse und auf andre geeignete Weise für den Berliner Kongreß zu wirken.

Das Aktionskomitee

Cand. min. — II. Ex. „gut" bestanden, Lehrvikar Herbst 96-97, jetzt im Pfarramt thätig, doch noch nicht ordinirt — sucht Stellung. Off. erbeten unter **W. F.** an d. Exp. d. Bl.

Bad Nauheim
Villa Ernst Ludwig
Luisenstr. 1. Logirhaus mit und ohne Pension, nahe den Bädern, in bester Lage, Garten am Hause.
Empfohlen durch
Herrn Pfarrer Rade-Frankfurt.
Frl. M. Heyne,
langj. Vorsteherin christl. Hospize.

Georg Nauck (Fritz Rühe)
Berlin, Friedrichstr. 52/3
Ein- u. Verkauf theolog. Bücher. Prompte Bedienung. Katal. gratis

Pianinos, Harmoniums,
von *M* 400.— an. von *M* 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph, Giessen 162.

In meinem
Familienpensionat
finden noch einige junge Mädchen Aufnahme zu wissenschaftl. Weiterbildung, Erlernung von Sprachen, des Haushalts und feiner Handarbeiten. Zimmer für Erholungsbedürftige.
Frau verw. Oberpfarrer **Naumann,** geb. Ahlfeld, **Schwarzenberg** i. Erzg., Sachs.

Tuch u. Buckskin
Ueberzieher-, Cheviot- und Kammgarnstoffe in den neuesten soliden Dessins, **schwarze Satins** und **Croisés,** hochfeine Qualitäten, sowie **Altar- und Kanzeltuch,** reinwollen Fabrikat und gute Farben, versendet direkt an Private zu sehr billigen Preisen. Reichhaltige Musterauswahl frei.
Theodor Herrmann
in **Sagan Nr. 34** (Schlesien).

Um Mitteilung von Adressen, an die Probenummern der „Christlichen Welt" und der „Chronik der Christlichen Welt" gesandt werden können, bittet die Verlagsbuchhandlung J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Leipzig, Querstraße 21.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
in Freiburg i. B., Leipzig, Tübingen.

Das Buch Hiob.
Uebersetzt von
D. Bernhard Duhm,
o. Professor der Theologie in Basel.
8. 1897. M. 1.20. Gebunden M. 2.—.
(Die poetischen und prophetischen Bücher des Alten Testaments. Uebersetzungen in den Versmaßen der Urschrift. I)

C. 38, V. 31 ff.
(Gott fragt Hiob:)

Knüpfst du die Bande der Plejaden,
Und lösest du des Orion Stricke?
Führst du den Tierkreis richtig herauf
Und leitest die Bärin samt ihren Jungen?

Bestimmst du dem Himmel die Gesetze,
Bestellst sein Amt du über die Erde?
Erhebst du zur Wolke deine Stimme,
Und hört auf dich der Wasserschwall?

Schickst du die Blitze, daß sie gehen
Und zu dir sagen: sieh, da sind wir?
Wer legt in die Federwolken Weisheit,
Und wer verlieh dem Nordlicht Einsicht?

Wer breitet die Wolken aus in Weisheit
Und gießt des Himmels Krüge aus,
Wenn der Boden zerfließt zu einem Guß,
Und fest die Schollen zusammenkleben?

Kaffee rohen und gebrannten,
feine, preiswerte Qualitäten, empfiehlt u. versendet
Alfred Böhm,
Stuttgart.

Goldene Medaille!
Im Sommer **kühl,** im Winter **warm** sind
Seidenbettdecken, ebenso **Seidenflanelle**
zu Unterhemden und Unterbeinkleidern.
Bearbeitung alter Seiden- und Wollsachen. Verlangen Sie Prospekt gratis.
A. J. Hermann, Donauwörth.

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B., Leipzig, Tübingen

Zum Semesteranfang.

Lehrmittel für Studierende der Theologie.

IV.

Geschichtliche Fächer:

Quellen zur Geschichte des Papsttums.
Von
D. Carl Mirbt,
o. Professor der Kirchengeschichte an der Universität Marburg.
Gross 8. 1895. M. 4.—. Gebunden M. 5.—.

Lehrbuch der Dogmengeschichte.
Von
Dr. Adolf Harnack.
Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage.
1. Band: Die Entstehung des kirchlichen Dogmas. 1894. M. 17.—. Geb. M. 19.50.
2. Band: Die Entwicklung des kirchlichen Dogmas. I. 1894. M. 10.—. Geb. M. 12.50.
3. Band: Die Entwicklung des kirchlichen Dogmas. II. III. 1897. M. 18.—. Geb. M. 20.50.
Gross 8.
(Sammlung theologischer Lehrbücher.)

Dogmengeschichte.
Von **D. A. Harnack,**
Professor der Kirchengeschichte an der Universität Berlin.
Zweite, neu bearbeitete Auflage.
8. 1893. M. 6.—. Gebunden M. 7.—.
(Grundriss der theologischen Wissenschaften.)

Geschichte der altchristlichen Litteratur in den ersten drei Jahrhunderten.
Von
D. G. Krüger,
Professor der Theologie in Giessen.
Erste und zweite Auflage.
Zweite, durch Nachträge vermehrte Ausgabe.
8. 1898. M. 5.40. Gebunden M. 6.40.
Nachträge allein M. —.60.
(Grundriss der theologischen Wissenschaften.)

Sammlung ausgewählter kirchen- u. dogmengeschichtlicher Quellenschriften
als Grundlage für Seminarübungen herausgegeben von
G. Krüger.
1. **Heft:** Die Apologieen **Justins** des Märtyrers, herausgegeben von **G. Krüger.** Zweite Auflage. M. 1.50.
2. **Heft: Tertullian,** De paenitentia. De pudicitia, herausgegeben von **E. Preuschen.** M. 1.60.
3. **Heft: Tertullian,** De praescriptione haereticorum, herausgegeben von **E. Preuschen.** M. 1.—.
4. **Heft: Augustin,** De catechizandis rudibus. Zweite, vollständig neu bearbeitete Auflage von **G. Krüger.** M. 1.40.
5. **Heft: Leontios von Neapolis,** Leben des Heiligen Johannes des Barmherzigen, Erzbischofs von Alexandrien, herausgegeben von **H. Gelzer.** M. 4.—.
6. **Heft: Clemens Alexandrinus,** Quis dives salvetur? herausgegeben von **K. Köster.** M. 1.40.
7. **Heft:** Ausgewählte Sermone des **Heiligen Bernhard** über das Hohelied, herausgegeben von **O. Baltzer.** M. 1.80.
8. **Heft: Analekta.** Kürzere Texte zur Geschichte der alten Kirche und des Kanons, zusammengestellt von **E. Preuschen.** M. 3.—.
9. **Heft:** Des **Gregorios Thaumaturgos** Dankrede an Origenes, als Anhang der Brief des **Origenes** an Gregorios Thaumaturgos, herausgegeben von **P. Koetschau.** M. 1.80.
10. **Heft: Vincenz von Lerinum,** Commonitorium pro catholicae fidei antiquitate et universitate adversus profanas omnium haereticorum novitates, herausgegeben von **A. Jülicher.** M. 1.50.
11. **Heft: Hieronymus und Gennadius,** De viris inlustribus. Mit 2 Tafeln in Lichtdruck. Herausgegeben von **C. A. Bernoulli.** M. 2.80.
12. **Heft: Die Kanones der wichtigsten altkirchlichen Concilien nebst den apostolischen Kanones.** Herausgegeben von **F. Lauchert.** M. 3.50.

Systematische Fächer:

Einleitung in die evangelische Dogmatik.
Von
D. P. Lobstein,
Professor der Theologie in Strassburg.
Aus dem Französischen übersetzt von Pfarrer a. D. Maas.
Vom Verfasser durchgesehene und stark vermehrte Auflage.
8. 1897. M. 5.60. Gebunden M. 6.60.

Dogmatik.
Von
D. J. Kaftan,
Professor der Theologie in Berlin.
Erste und zweite Auflage.
8. 1897. M. 8.50. Gebunden M. 9.50.
(Grundriss der theologischen Wissenschaften.)

Lehrbuch der evangelischen Dogmatik
von
D. Friedrich Aug. Berth. Nitzsch,
ord. Professor der Theologie in Kiel.
Zweite, verbesserte Auflage.
Gr. 8. 1896. M. 14.—. In Hlbfz. geb. M. 16.50.
(Sammlung theologischer Lehrbücher.)

Einleitung in die christliche Ethik
von
Hermann Weiss,
Dr. und ord. Professor der Theologie in Tübingen.
Gross 8. 1889. M. 5.—. Gebunden M. 7.—
(Sammlung theologischer Lehrbücher.)

Grundriss der christlichen Ethik.
Von
Lic. theol. **F. C. Krarup.**
Autorisierte Uebertragung aus dem Dänischen
von
M. phil. **Carl Küchler.**
8. 1897. M. 3.—. Gebunden M. 4.—.

Ethik.
Von
Dr. **A. Hoffmann,**
Pfarrer in Gruibingen (Württemberg).
8. 1897. M. 2.50. Gebunden M. 3.50.

Lehrbuch der vergleichenden Confessionskunde.
Von
Ferdinand Kattenbusch,
Dr. und ord. Professor der Theologie in Giessen.
Erster Band.
Die orthodoxe anatolische Kirche.
Gross 8. 1892. M. 12.—. Gebunden M. 14.50.
(Sammlung theologischer Lehrbücher.)

Praktische Theologie:

Praktische Theologie.
Von
D. E. Ch. Achelis,
Professor der Theologie in Marburg.
Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage.
8. 1896. M. 6.—. Gebunden M. 7.—.
(Grundriss der theologischen Wissenschaften.)

Lehrbuch der praktischen Theologie
von
Dr. Alfred Krauss,
weil. ord. Professor der Theologie in Strassburg.
Erster Band: Allgem. Einleitung. Liturgik. Homiletik. Gross 8. 1890. M. 7.—. Gebunden M. 9.—.
Zweiter Band: Katechetik. Pastoraltheologie. Gross 8. 1893. M. 9.—. Gebunden M. 11.—.
(Sammlung theologischer Lehrbücher.)

Philosophie:

Vorfragen der Ethik.
Von
Dr. Chr. Sigwart,
Professor der Philosophie in Tübingen.
4. 1886. M. 2.—.

Logik.
Von
Dr. Chr. Sigwart,
Professor der Philosophie in Tübingen.
In 2 Bänden.
Zweite, durchgesehene und erweiterte Auflage.
8. 1889/93. M. 26.—. Gebunden M. 31.—.

Grundriss der Philosophie.
Von
Dr. J. Eitle,
Professor am ev.-theol. Seminar in Urach.
8. 1892. M. 5—. Gebunden M. 6.—.

Geschichte der Philosophie.
Von
Dr. W. Windelband,
Professor an der Universität Strassburg.
Lex. 8. 1892. M. 12.—. Gebunden M. 14.—.

Chronik der christlichen Welt

Vierteljährlich 1.50 Mk. — Wöchentlich eine Nummer.

Postzeitungsliste Nr. 1565

Nr. 19. Deutsche Evangelische Landeskirchen: König Albert von Sachsen; Religionsbekenntnis der im Haushalte ihrer Eltern lebenden Kinder aus evangelisch-katholischen Mischehen in Preußen; Die Remscheider Resolution; Zum Hauptthema der Freien kirchlich-sozialen Konferenz — Verschiedenes; Vermischte Nachrichten — Personalien

Nr. 20. Deutsche Evangelische Landeskirchen: Aus Württemberg; Die schwierige Lage und Aufgabe des Evangelischen Bundes; Die freie kirchlich-soziale Konferenz in Berlin — Römische Kirche: Fortschreitende Romanisirung auf anglikanischem Gebiet; Roms Einfluß in New-York; Ueber Papst und Khalif; Ueber die Verwüstungen Spaniens durch das Mönchtum — Heidenmission: Evangelische Mission in China — Verschiedenes; Vermischte Nachrichten

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Leipzig, Querstraße 21 — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu eine litterarische Beilage von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B., Leipzig, Tübingen. Wer diese Beilage nicht erhielt, wird höflichst und dringend gebeten, im Interesse exakter Expedition dieselbe bei dem Verlage der „Christlichen Welt", Leipzig, Querstr. 21 zu reklamiren.